1,70 DM / Band 386
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 13,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Götzentanz im Märchenpark

John Sinclair Nr. 386

von Jason Dark

erschienen am 26.11.1985

Titelbild von Vicente Segrelles

Sinclair Crew

Götzentanz im Märchenpark

Als es schellte, stand ich am Rand des Pools, hatte die Arme ausgestreckt und wollte flach ins Wasser hechten. Mit einem wütenden Brummton drehte ich mich um, ging in den Bungalow, wo die herabgezogenen Rollos die strahlende Florida-Sonne nur in Streifen hereinließen. Ich öffnete.

Vor der Tür stand ein Skelett!

Er war groß, mächtig, hatte Geld, steckte in zahlreichen Geschäften und ließ die Menschen nach seinem Willen tanzen. Dabei hatte er sich einen Kindheitstraum erfüllt, denn im Land der unbegrenzten Möglichkeiten war so etwas manchmal alltäglich.

Sein anderes Imperium, das wahrhaftig keinem Kindheitstraum glich, war wesentlich härter und nicht immer legal, aber darum hatte sich der Mann noch nie gekümmert.

Er nannte sich selbst einen Macher oder einen Selfmade-Millionär.

Sein Name war vielen Bewohnern des sonnigen Florida ein Begriff.

Hugo de Valois!

Er war französischer Abstammung. Seine Vorfahren lebten schon lange Zeit in den Staaten, doch ihren Namen hatten sie nie abgelegt, auch wenn sie zu typischen Amerikanern geworden waren.

Wie eben Boß Hugo!

So nannten ihn seine engsten Mitarbeiter, von denen de Valois fast das gleiche verlangte wie von sich selbst. Nun gehörte er zu den Männern, die sich kaum Hobbies leisteten, es sei denn, man betrachtete seine junge Frau als Hobby.

Er war über 50, sie hatte die 25 gerade erreicht und ließ sich mit Baby anreden. Ein süßes Geschöpf, wie die Presse immer schrieb.

Manche redeten auch von einem Luxusweibchen mit Superkurven.

Vielleicht stimmte beides. Jedenfalls war Baby für Hugo der absolute Traum, den er sich auch hatte erfüllen wollen.

Er selbst residierte nicht inmitten seines Jugendtraumes, sondern in den letzten Etagen eines vollklimatisierten Geschäftshauses in Miami. Von dort aus leiteten er und seine Mitarbeiter die Geschäfte mit eisenharter Hand, und wehe dem, der nicht parierte. Da kannte Hugo kein Pardon. Wer nichts brachte, flog.

Die amerikanische Art eben, die sich der Mann mit dem französischen Namen angewöhnt hatte.

Er liebte das Außergewöhnliche. Bei seiner Frau hatte er es so gehalten, und bei seinem Büro ließ er ebenfalls keine Abstriche zu.

Wer den gewaltigen Raum zum ersten Mal sah, glaubte, die Pilotenkanzel eines Raumschiffs zu betreten. Vieles bestand aus hellem Metall, das wie Silber leuchtete. Der Schreibtisch, die Telefonanlage, die Bildschirme, das alles war mit einer dünnen Metallschicht überzogen. Im krassen Gegensatz dazu stand die futuristisch anmutende Sitzgruppe eines italienischen Designers, die so groß war, daß sie sich in dem gewaltigen Raum nicht verlor. Es war schon ein Wunder, daß de Valois eine Wand als großes Fenster benutzte, so daß er, wenn er seinen Schreibtischstuhl drehte, über die Dächer der Stadt schauen konnte und sein ferner Blick sich dann auf das weite Meer verirrte.

De Valois fühlte sich wohl.

Das heißt, bis vor einigen Tagen hatte er das. Da war zum erstenmal ein Anruf aus Europa gekommen. Ein gewisser Akim Samaran hatte sich bei ihm gemeldet.

De Valois kannte keinen Menschen dieses Namens und hatte auch kein Interesse daran, ihn kennenzulernen. Das sagte er ihm nach dem zweiten Anruf mehr als deutlich.

Nach dem dritten schwieg er dann.

Akim Samaran bestand darauf, empfangen zu werden. Wenn das nicht geschah, würde Baby gekillt.

Nun beschäftigte de Valois ein Heer von Aufpassern und Leibwächtern. Auch seine Frau stand unter Bewachung. Dennoch hatte es die andere Seite geschafft, an sie heranzukommen.

Allerdings waren drei Tote zurückgeblieben. Und da wußte er endgültig, daß er diesen Samaran empfangen würde. So blieb ihm nichts anderes übrig, als einen Termin auszumachen.

Das aber war nicht alles.

Die nächste Hiobsbotschaft kam ebenfalls aus Europa. Aus London, um genauer zu sein. Da meldete sich ein gewisser Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard, der unbedingt mit ihm sprechen wollte. Besonders über de Valois' Vorfahren und deren Herkunft.

Hugo hatte bei diesem Gespräch so reagiert, wie er es sonst nie tat. Als der Oberinspektor den Namen Samaran erwähnte, war ihm herausgerutscht, daß er diesen Bastard namentlich kannte.

Ein Wort hatte daraufhin das andere gegeben, man schmiedete einen Plan, von dem Samaran auf keinen Fall etwas wissen sollte, und zum Schluß gab sich de Valois einigermaßen zufrieden. Er hoffte, daß dieser Mann aus England es schaffen würde, seine Probleme zu lösen. Und dies auf eine unkonventionelle Art und Weise.

Trotz hervorragender Air Condition schwitzte der Boß. Der Besuch dieses Akim Samaran stand dicht bevor, und er würde pünktlich sein, das hatte der andere versprochen.

Hugo de Valois war ein kompakter Mensch. Sein Haar hatte in den letzten Jahren die Schwärze verloren. Jetzt lag es weiß und wellig auf einem kantigen Schädel. Der Oberkörper wirkte gedrungen.

Seine Schultern waren breit. Die Haut im Gesicht zeigte Florida-Bräune, und um seine Augen hatte sich ein Kranz von Fältchen gebildet.

Noch immer strahlte er die Energie seiner Gründerjahre aus, wie er stets zu sagen pflegte, und das bekamen auch seine Geschäfts-oder Gesprächspartner zu spüren. Er saß ihnen stets mit einer lauernden Bereitschaft gegenüber, immer aufnahmebereit für neue Ideen, um blitzschnelle Entscheidungen treffen zu können.

Marsha, seine Mischlingssekretärin mit Hochschulausbildung, würde Samaran empfangen und ihm Bescheid geben. Die Kleine arbeitete nur

für ihn persönlich. Er nahm sie auch mit auf Reisen.

Baby hatte nichts dagegen, da sich beide Frauen mochten.

Auf seinem bequemen Stuhl hielt er es nicht mehr aus. Mit langen Schritten durchwanderte er sein ungewöhnlich eingerichtetes Büro und schaute zu, wie seine weißen Slipper in dem hochfloorigen Teppich versanken.

Er dachte an Baby.

Es war für ihn kaum vorstellbar, daß sich seine Frau in den Händen dieses Killers befand. Er hatte sie so gut schützen wollen, nun war alles umsonst gewesen. Falls er sie wieder zurückbekam, würde er sich neue Schutzmaßnahmen überlegen müssen, denn erpreßbar wollte dieser Mann auf keinen Fall sein.

Auf seinem Schreibtisch glühte eine rote Leuchte, und das gleichzeitig tönende Piepsignal zeigte ihm an, daß jemand etwas von ihm wollte. Es mußte der Besucher sein.

Er trat an seinen Arbeitsplatz, das Cockpit, heran und stellte die Verbindung zu Marsha her. »Ja, was ist?«

»Mr. Samaran, Boß!«

»Er soll kommen.«

»Sofort.«

Hugo de Valois warf sich sein blaues Leinenjackett über, rammte seine kräftigen Hände in die Hosentaschen und blieb vor seinem Schreibtisch breitbeinig stehen, um den Besucher zu empfangen. In seinem Gesicht regte sich nichts, die Augen funkelten wie kleine Eiskristalle. Er würde mit diesem Mann, den er am liebsten an den höchsten Galgen gehängt hätte, kein freundliches Wort reden.

Die Stahltür fuhr zurück. So ähnlich wie bei einem Lift, dessen Einstieg auch auf Schienen zur Seite rollte.

Für einen Moment tauchte Marshas dunkler Haarschopf auf. Sie gehörte zu den wenigen Personen, die eingeweiht waren. Daß sie ein Lächeln schaffte, wunderte Hugo, doch gute Mitarbeiterinnen beherrschten so etwas eben.

»Mr. Samaran, Sir.«

»Ja, okay, Marsha, Sie können gehen. Und keine Störungen, da ich eine wichtige Sache zu besprechen habe.«

»Natürlich, Boß.«

Die Tür glitt wieder zu. Marsha zog sich ebenfalls zurück. Akim Samaran kam näher. Hugo de Valois hatte ihn zuvor noch nie gesehen, er kannte nur seine Stimme und mußte nun zugeben, daß ihm die Erscheinung ebenso unsympathisch war wie der Kerl überhaupt.

Er war kleiner als Valois, hatte schwarzgraues, zurückgekämmtes Haar, ein Gesicht mit leicht grau wirkender Haut, dunkle, stechende Augen und einen zynisch verzogenen Mund. Trotz der Hitze trug er dunkle Kleidung und sogar eine Krawatte.

De Valois hatte sich vor Gesprächspartnern oder Geschäftsleuten nie gefürchtet, diesmal sah die Sache anders aus. So wie dieser Mann sich benahm und auf ihn zukam, glaubte er ihm sofort, daß er Baby entführt hatte. Samaran strahlte etwas aus, das man nicht in Worte fassen konnte. Es war eine gewisse Aura, die ihn umgab und auch nicht vor Hugo de Valois haltmachte.

»Sie sind also Samaran«, stellte der Amerikaner fest.

»Ja.«

De Valois deutete auf seine außergewöhnliche Sitzgruppe.

»Nehmen wir doch Platz.«

»Danke.« Der Besucher versank wenig später in einem weichen Leder und sah aus wie von Blut umgeben.

Ihm gegenüber setzte sich de Valois. »Möchten Sie etwas trinken, Samaran?«

»Nein.«

»Gut, kommen wir zur Sache. Wieviel?«

Samaran grinste kalt. »Wie meinen Sie das denn?«

»Wieviel wollen Sie für die Freilassung meiner Frau haben? Nennen Sie eine Summe.«

»Sie verstehen noch immer nicht.«

De Valois ballte die rechte Hand zur Faust. »Was wollen Sie dann?«

»Moment.« Samaran griff in seine rechte Tasche. »Ich möchte Ihnen etwas zeigen.« Er holte ein Foto hervor, das von einer Sofortbild-Kamera geschossen worden war. Mit einem lässigen Schwung warf er es auf den Tisch. Es rutschte über die Glasplatte und blieb dicht am Metallrand des Tisches liegen.

»Es gehört Ihnen, Mister!«

De Valois griff danach. Erst schielte er auf seinen Besucher, danach senkte er den Kopf und schaute sich das Foto an.

Samaran gab ihm fünf Sekunden. Dann fragte er: »Na, was sagen Sie dazu, Mister?«

Die rechte Hand des Amerikaners zitterte. Er spürte den Kloß in der Kehle, im Magen den Druck und hätte sein Gegenüber am liebsten mit den eigenen Händen erwürgt. Statt dessen preßte er hervor:

»Sie sind ein verdammtes Schwein!«

»Das ist mir egal. Ich wollte Ihnen nur beweisen, daß ich kein Bluffer bin.«

»Nein, das sind Sie nicht.«

»Schauen Sie noch mal genau hin.«

»Nicht nötig.« De Valois warf das Foto weg, als würde er sich davor ekeln. Er war unter der Sonnenbräune bleich geworden und dachte daran, was er gesehen hatte.

Seine Frau und einen Mann.

Aber was für einen Kerl.

Ein brutaler Schlächter mit langen Haaren, die er zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Sein Gesicht konnte man als eine Mischung aus Fleisch und Knochen bezeichnen, wobei die einzelnen Teile nie richtig zusammengewachsen waren, denn sie zeigten eine gewisse Unordnung. Das war ein Henker. Nur hielt er kein Beil in der Hand, sondern ein Messer mit langer Klinge, dessen scharfe Seite sich verdammt nahe an der Kehle der Frau befand.

Baby de Valois war fast nackt. Sie trug nur noch einen kleinen Lendenschurz. Mochte der Teufel wissen, wo der Kerl ihn aufgetrieben hatte. Hugo kannte ihn nicht.

»Nun?« fragte Samaran.

De Valois schüttelte den Kopf. Es bereitete ihm Mühe, das nächste Wort auszusprechen. Deshalb preßte er die Frage hervor: »Wieviel?«

»Kein Geld.«

»Was dann?«

»Moment, wir haben Zeit.« Samaran hob lässig den rechten Arm und lehnte sich zurück. Für einen Augenblick wirkte er jovial, so, wie er da in den weichen Lederpolstern saß, und der Amerikaner spielte bereits mit dem Gedanken, die Couch und die Sitzgruppe auszutauschen, wenn der andere verschwunden war.

»Ich habe zwei Bedingungen, Mr. de Valois.«

»Welche?«

Samaran lächelte kalt. »Zunächst einmal möchte ich Ihnen die eine erklären. Das heißt, die habe ich mir selbst erfüllt. Es ist mir gelungen, Ihren Jugendtraum zu kontrollieren.«

»Wie?«

»Adventure World!«

»Ja, das gehört mir«, bestätigte der Amerikaner.

»Ich weiß. Ein Wunderwerk der Technik und als Mittelpunkt der gewaltige Götze unter der Erde. Das alles steht jetzt unter meiner Kontrolle, wenn Sie verstehen.«

»Nein, ich begreife nicht.«

»Magie, Mister. Reine Magie. Ich spiele mit ihr, sie gehorcht mir, sie ist für mich das Lebenselixier geworden. Durch sie bin ich stark, denn ich besitze etwas, das mir von einem mächtigen Magier leihweise überlassen wurde, gerade um diesen Einsatz zu fahren.«

»Was ist es?«

»Ein Würfel, Mister, mehr nicht. Aber dieser Würfel hat es in sich. Er besitzt Kräfte, die man als magische Wellen bezeichnen kann und die auch Frequenzen besitzen. Das heißt, dieser große Abenteuer-Park steht unter meinem Kommando. Ich kann all Ihre technischen Tricks und Spielereien umfunktionieren und habe es zum Teil schon getan. Die beiden nächsten Tage werden zu einer kleinen Hölle. Besucher, die in den Park kommen, erleben zum ersten Mal ein richtiges

Abenteuer, das sie nie vergessen werden. Was tot war, wird lebendig, was lebte, dreht plötzlich durch. Elektronik wurde durch Magie ersetzt, der Würfel ermöglichte es mir. Ob es Tote gibt, liegt allein in Ihrer Hand, de Valois. Mir erschien eine Geisel nicht sicher genug, deshalb habe ich mich entschlossen, auch zu anderen Maßnahmen zu greifen.«

Hugo de Valois war ein Mensch, der hart gearbeitet hatte. Auf seinem Weg nach oben waren ihm schon die absonderlichsten Typen begegnet, aber keiner von denen hatte in etwa diesem Akim Samaran geglichen. Der setzte allem die Krone auf.

»Das meinen Sie im Ernst?« fragte er.

»Ja.«

»Beweisen Sie es.«

»Denken Sie an das Unglück!«

De Valois wurde bleich. In der Tat hatte es am vergangenen Tag einen Unfall im Vergnügungspark gegeben. Zwei Ungeheuer aus Kunststoff waren explodiert und hatten Menschen verletzt.

»Zufall!«

»Nein, Hugo, kein Zufall. Ich habe dafür gesorgt, daß alles so kam, wie es gekommen ist. Die beiden Verletzten waren der Beginn. Ich habe weitergemacht. Einige Überraschungen stehen noch bevor, und ich lasse den Götzen erwachen.«

De Valois sprang auf. Er atmete heftig, seine Augen funkelten.

»Weshalb, verdammt?« schrie er. »Aus welch einem Grunde haben Sie das getan? Ich komme da nicht mit!«

»Das ist doch klar. Sie haben mich hintergangen.«

»Wieso?«

»Ich weiß zwar nicht alles, aber vieles. Es paßt mir nicht, daß Sie einen bestimmten Mann in einem der Bungalows des Parks beherbergen. Soll ich noch deutlicher werden?«

»Ich bitte darum!«

»Oberinspektor Sinclair!«

»Sie kennen ihn?«

»Sehr gut sogar. Er ist nicht gerade mein Freund und geht der gleichen Spur nach wie ich. Das ist ärgerlich, ich gebe es zu, aber ich habe mich damit abgefunden. Es ist vielleicht ganz gut so, daß ich Sinclair unter Kontrolle weiß, deshalb können Sie ihn auch in dem Park wohnen lassen. Dagegen habe ich nichts mehr.«

De Valois setzte sich. Es geschah wie in Zeitlupe. Zudem schwitzte er stark, traute sich aber nicht, ein Taschentuch zu ziehen und den Schweiß abzuwischen. Er mußte zugeben, daß sein Gegenüber die besseren Trümpfe in den Händen hielt.

Samaran hatte ihm den ersten Schock versetzt und ließ ihm Zeit, sich zu erholen. De Valois war ein harter Geschäftsmann. Er steckte auch

den Schock weg und fragte nach einer Weile: »Weshalb haben Sie gerade mich ausgesucht? Es gibt mächtigere Personen im Land, auch reichere. Warum also ich?«

»Das ist einfach. Sie sind ein de Valois!«

Der Amerikaner lachte krächzend. »Es hängt also mit meinem Namen zusammen, wenn ich Sie richtig verstanden habe?«

»Auch.«

»Und sonst.«

»Mit Ihrer Herkunft.«

De Valois winkte ab. »Die können Sie überall nachlesen. Ich stamme aus den Staaten, bin sogar hier in Miami geboren und aufgewachsen. Da ist nichts Besonderes. Daß ich mich nach oben geboxt habe, sehe ich als eine Selbstverständlichkeit an…«

Samaran winkte ab. »Es interessiert mich überhaupt nicht, wie weit Sie nach oben gekommen sind oder nicht. Ich will von Ihnen etwas anderes, Mr. de Valois.«

»Was denn?«

»Hören Sie genau zu. Fast jeder Amerikaner, vor allen Dingen so einer wie Sie, der es geschafft hat, ist irgendwo und irgendwie stolz auf seine Herkunft. Wer von Ihren Landsleuten stammt denn schon aus den Staaten? Kaum jemand. Fast alle Wiegen der Weißen standen im alten Europa, die Ihrer Vorfahren in Frankreich.«

»Stimmt.«

»Das weiß ich alles. Und mir ist auch bekannt, daß Amerikaner gern Ahnenforschung treiben. Sie sind stolz darauf, von irgendwelchen bekannten Familien abzustammen. Was in Europa der Hochadel, ist für die Amerikaner die Mayflower-Abstammung oder ähnliches. Jedenfalls glaube ich fest daran, daß Ihre Vorfahren etwas Besonderes gewesen sind. Und es gab tatsächlich in Ihrem Stammbaum einen Mann, der Hector de Valois hieß. Wann er genau gelebt hat, konnte ich nicht so schnell herausfinden. Jedenfalls hat es ihn gegeben. Er gehörte damals zu den sehr einflußreichen Leuten, denn er beschäftigte sich mit einem Gebiet, das man mit dem Begriff Magie umschreiben kann. Er war ein Magier, Zauberer und ein sehr weiser Mensch. Er kannte Praktiken, die leider verschüttet worden sind, und er hat Spuren aufgezeigt zu geheimnisvollen Reichen. Zudem blieb das alles nicht in seinem Kopf verborgen, es wurde schriftlich niedergelegt. Und einige Fragmente oder Auszüge dieser schriftlichen Hinterlassenschaften existieren noch. Ich will von Ihnen folgendes: Klären Sie das Rätsel um Ihre Abstammung. Sehen Sie zu, daß Sie etwas über die alten de Valois in Erfahrung bringen, dann ist die Sache gelaufen. Sie kriegen Ihre Frau gesund und munter zurück. Haben Sie keinen Erfolg, werden Sie Baby auch wiedersehen, nur als Tote. Das ist alles.«

»Sie sind verrückt!« De Valois konnte nicht anders. Er mußte diesen Satz loswerden und sah, wie der andere den Kopf schüttelte.

Samaran ging überhaupt nicht auf die Bemerkung ein. »Drei Tage«, sagte er.

»Wie?« Jetzt war de Valois durcheinander.

»Ich gebe Ihnen drei Tage Zeit, die Unterlagen zu beschaffen. Es wäre übrigens besser, wenn Sie mir die Papiere früher geben könnten. Mit jeder Stunde erhöhe ich das Chaos im Adventure World. Noch hat es keine Toten gegeben, das aber kann sich ändern. Haben wir uns verstanden? Konnte ich mich gut genug ausdrücken?«

Hugo nickte. »Ja, verdammt, das konnten Sie.«

»Dann bin ich zufrieden.«

De Valois ließ sich zurücksinken und wischte über seine Stirn.

»Drei Tage!« hauchte er. »Verdammt, das ist unmöglich. So etwas schaffe ich niemals.«

»Reden Sie nicht. Ein Mann wie Sie besitzt den nötigen Einfluß, um auch so etwas in die Reihe zu bringen. Sie brauchen mir nichts vorzumachen. Wenn Sie alle Ihre zur Verfügung stehenden Hilfsmittel und Möglichkeiten einsetzen, wird es kaum Schwierigkeiten geben, das kann ich Ihnen versichern. Sie müssen nur für die nächsten drei Tage die anderen Geschäfte sausenlassen, was Ihnen sicherlich nicht schwerfallen wird bei dem, was auf dem Spiel steht.«

»Nein!« flüsterte der Millionär. »Nein, Sie verlangen da etwas Unmögliches von mir.«

»Wieso?«

»Das kann ich nicht schaffen. Überlegen Sie mal. Ich habe keine Beziehungen mehr zum Land meiner Vorfahren. Das liegt alles weit zurück. Hunderte von Jahren. Es ist quasi unmöglich, Ihre Bedingungen zu erfüllen. An wen soll ich mich wenden?«

»Ihre Sache.«

»Ich kann nicht.«

»Auch Ihre Sache!« konterte Samaran. »Dann sehe ich mich gezwungen, zu anderen Mitteln zu greifen. Ich las einmal in einem der Klatschblätter, daß Sie Ihre junge Frau abgöttisch lieben. Alles, was Sie nicht mehr besitzen, sehen Sie in ihr wieder. Sie würden für Sie durchs Feuer gehen oder so ähnlich. Beweisen Sie es!« Nach diesen Worten stand Akim Samaran auf. »Ich werde mich hin und wieder bei Ihnen melden. Und denken Sie an Ihre Frau und die Unschuldigen, deren Leben Sie ja sicherlich retten wollen.« Samaran lächelte kalt. Er wandte sich zur Tür ohne ein Wort des Abschieds. Als er über eine bestimmte Stelle schritt, wurde der Kontakt hergestellt, so daß sich die Tür automatisch öffnete und Samaran freien Weg in das Sekretariat bekam.

Hugo de Valois aber blieb in seinem Sessel hocken und wirkte wie

ein gebrochener Mann. Zum ersten Mal seit Jahren hatte ihn jemand ausgepokert, und das mit Mitteln, gegen die er einfach nicht ankonnte, weil sie ins Persönliche hineinzielten.

Der Millionär war nicht einmal in der Lage zu denken. Er schaute dabei auf das Foto, das sein Besucher liegengelassen hatte. Baby und der Killer.

Ein Wahnsinn.

Dieser Mann würde sie eiskalt umbringen, wenn er nicht spurte.

Also mußte er spuren.

Hugo de Valois stemmte sich aus dem Sessel. Er atmete tief durch und wurde erst aufmerksam, als sich die Tür zum Sekretariat öffnete und Marsha sein Büro betrat.

Mit einem Blick erkannte sie die Lage, verschwand wieder und kam mit einem Glas Wasser zurück. Die hübsche Mulattin trug einen hellgelben Anzug, der an Jogging-Kleidung erinnerte, nur weiter und pumpiger geschnitten war. In dem runden Ausschnitt hüpften ihre kleinen Brüste bei jedem Schritt.

»Trink das, Hugo.« Wenn sie unter sich waren, duzten sie sich.

»Danke.« Er nahm das Glas und leerte es in einem Zug. Als er es wieder auf das Tablett stellte, fühlte er sich besser und konnte Marsha auch ins Gesicht sehen.

»War es schlimm?« fragte sie. Ihre blaßrot geschminkten Lippen bewegten sich kaum.

»Noch schlimmer.«

»Kannst du mit mir darüber sprechen?«

»Ich muß sogar.«

»Okay.« Marsha setzte sich und hörte von der Geschichte. Auch das Bild sah sie. Die knapp 27jährige Frau konnte sich vorstellen, wie es in ihrem Chef aussah, aber sie mußten etwas tun, daran ging kein Weg vorbei.

Das sagte sie ihm auch. »Du mußt es wenigstens versuchen, Hugo.«

De Valois nickte. »Das werde ich auch, aber ich brauche dich ebenfalls, Marsha.«

»Bitte.«

»Setz dich mit Sinclair in Verbindung. Er arbeitet an dem gleichen Fall und befindet sich in Adventure World. Er hat dort den Bungalow 10 an der Südgrenze bezogen, nicht weit vom See entfernt. Klar?«

»Verstanden.«

»Weihe ihn ein. Nimm kein Blatt vor den Mund, Marsha. Ich habe mich über Sinclair und seinen Begleiter erkundigen können. Sie sind in Ordnung. Als er von mir den Namen Samaran hörte, sprang er an wie ein Rennmotor, der den Zündschlüssel riecht.«

»Ich kümmere mich um ihn.« Marsha lächelte.

»Und dann versuchst du, meine Frau zu finden.«

»Weißt du denn, wo man sie gefangenhält?«
»Nein. Doch ich werde das Gefühl nicht los, daß sie sich sogar in meiner Nähe befindet. Nämlich im Vergnügungspark. Durchkämmt ihn, ich werde mich inzwischen mit einem Freund in der Regierung kurzschließen. Er hat gute Beziehungen nach Frankreich.«
»Drei Tage bleiben dir?« fragte Marsha, als sie aufstand.
»Nein, nur noch zweieinhalb…«

***

Vor mir stand tatsächlich ein Skelett!
Und es war bewaffnet, denn es hielt in der rechten Hand ein Schwert und schützte zudem seinen Knochenkörper mit einem runden Schild, den es in der anderen Klaue hielt.
Ich war so geschockt, daß ich erst einmal einen Schritt zurücktrat, die Tür somit freigab und das Skelett die Möglichkeit nutzte. Es trat über die Schwelle.
Und es schlug zu!
Daß es keine Spielzeugwaffe bei sich hatte, merkte ich einen Moment später, als die Waffe eine Wandlampe zertrümmerte. Die Scherben flogen vor meinen Augen zu Boden, während ich mit einem hastigen Sprung den Rückwärtsgang einschob, so daß ich mit den nackten Füßen nicht in das Glas trat.
Der Knöcherne folgte mir. Er ging, als hätte man ihm den Weg einprogrammiert, und er bewegte dabei sein Schwert von einer Seite auf die andere. Ich vernahm das Pfeifen der Klinge, wenn sie die Luft zerschnitt. Was ihr im Wege stand, räumte sie zur Seite, so daß ein Teil der Garderobe zur Seite kippte, auf den Boden krachte, sogar zerbrach und auch ein Schirmständer umgerissen wurde.
Ich hatte mich so weit zurückbewegen können, daß ich unverletzt im Wohnraum ankam. Die Tür zum kleinen Garten und damit auch zum Pool stand offen.
Dort lagen meine Kleidungsstücke und natürlich die Waffen. Ich hatte alles mitgenommen und meinem Chef sogar den zweiten Würfel des Unheils aus dem Kreuz leiern können, auf den ich besonders achtgeben mußte.
Der Knöcherne nahm auf nichts Rücksicht. Er schlug gnadenlos zu und kümmerte sich auch nicht darum, daß irgendwelche Gegenstände im Weg standen. Die Schwertklinge räumte Gläser vom Tisch, zerfetzte eine Sessellehne, und noch immer hielt der Knöcherne seinen Schild als Schutz vor sich.
Er hätte ihn nicht gebraucht, da ich ihn mit bloßen Händen nicht angreifen wollte.
Meine erste Überraschung lag hinter mir. Endlich konnte ich zu Gegenmaßnahmen greifen, und ich war eigentlich im Umgang mit

lebenden Skeletten erfahren genug, um mir von einer solchen Figur nicht die Butter vom Brot nehmen zu lassen.

Die Steine der Terrasse waren heiß. Eine glühende Nachmittagssonne stand hoch am Himmel und hüllte Florida mit ihren sengenden Strahlen ein. Ich schaute leider in die Sonne, denn die Brille mit den dunklen Gläsern lag außer Reichweite.

Das Skelett hatte den Wohnraum verlassen. Seine Knochenfüße klapperten auf den Fliesen. Ich war schneller gewesen und hatte den Pool zwischen uns gebracht.

Es blieb stehen.

Ich legte eine Hand gegen die Stirn, um nicht geblendet zu werden. Nur wenige Schritte entfernt befand sich der Liegestuhl, wo Kleidung und Waffen lagen. Selbst das Kreuz hatte ich abgenommen. Im Pool hätte ich es nicht gebraucht.

Wie sollte ich ihn erledigen?

Ich entschied mich für den Würfel. Er war ein Mittelding zwischen Gut und Böse, wenn ich das mal so vereinfacht sagen darf. Ich konnte ihn manipulieren, er gehorchte mir, aber er konnte auch von anderen beherrscht und manipuliert werden. Deshalb durfte er nicht in die Hände meiner Feinde fallen.

Leider besaß ich nicht das Original, das hatte der Spuk. Er gab es hin und wieder seinem Diener Samaran, auf dessen Spur ich mich gesetzt hatte.

Unter meinem Hemd lag der Würfel verborgen. Ich hob den Stoff hoch und hielt den rotviolett schimmernden Quader zwischen meinen Fingern. Sehr genau konzentrierte ich mich auf ihn und auch auf die Vernichtung des Knöchernen.

Jetzt mußte der Würfel allein entscheiden.

Das tat er.

So etwas gehörte zu seinen leichtesten Übungen. Die Schlieren in seinem Innern bewegten sich kaum, als er die Methode wählte, um den Knöchernen zu vernichten.

Ich hätte mich auf eine bestimmte Sache konzentrieren können, da diese Waffe all das ausführte, was sein momentaner Besitzer befahl.

Ich wollte nur, daß das Skelett vernichtet wurde.

Dies trat ein.

Es machte noch einen Schritt zur Seite, wobei es seinen Knochenfuß ziemlich hoch schleuderte, wieder zu Boden fiel und schon beim Kontakt zusammenbrach.

Das heißt, es flog auseinander.

Eine scharfe Handgranate hätte eine ähnliche Wirkung gezeigt, denn das Skelett zerplatzte, und die gelblich schimmernden Kriechen verteilten sich. Ich zog sicherheitshalber den Kopf ein, um von den Stücken nicht getroffen zu werden. Mich erwischten sie nicht, dafür

klatschten sie in den Pool, versanken aber nicht, sondern schwammen schaukelnd auf den Wellen.

Sein Schild landete ebenfalls im Wasser. Der allerdings tauchte unter. Am Rand lag das Schwert, direkt neben dem Schädel, der fast heil geblieben war und aus dem feine Drähte schauten, die im Licht der Sonnenstrahlen glänzten.

Ich ging zunächst einmal auf den Stuhl zu und zog mir etwas über. Für ein Bad hatte ich keine Lust mehr, trotz der sengenden Hitze. Helle Hose, Leinenhemd, so ließ es sich einigermaßen aushalten. Auch meine weißen Stoffschuhe paßten zur Witterung.

Die dünne Jacke, die so lang war, daß sie unterwegs meine Waffen verdeckte, ließ ich liegen.

Die Reste des Knöchernen interessierten mich sehr. Neben dem Schädel fing ich in die Knie. Wie erwähnt, ihm war kaum etwas passiert. Ich hob ihn hoch und konnte in sein Inneres schauen. Als kleines Wunderwerk der Technik wollte ich es nicht gerade bezeichnen, was sich meinen Augen bot, aber die Drähte und die Mikrochips ließen auf eine elektronische Steuerung schließen.

War er tatsächlich elektronisch gelenkt worden?

Daran konnte ich nicht so recht glauben, denn normalerweise mußte dieses Skelett zu einer der Gruselbahnen gehören, die es in Adventure World natürlich auch gab.

Nein, da war etwas anderes vorgefallen.

Ich war mir zwar nicht sicher, aber ich kannte Samaran und dessen Beziehungen zum Spuk. Samaran und ich standen gewissermaßen am Beginn einer neuen Epoche. Durch den Namen Hector de Valois war einiges in Bewegung geraten. Für mich und Samaran hieß es jetzt forschen, nachhaken und in der Vergangenheit wühlen. Sie war sehr wichtig geworden, und da hatte der Spuk sicherlich dazu überredet werden können, den Würfel aus seinem Besitz an Samaran weiterzugeben.

Wenn er ihn besaß, konnte er damit Dinge in Bewegung setzen, die normalerweise tot waren oder, wie hier, elekronisch gesteuert wurden. Da wurde aus einem harmlosen Kunststoffskelett ein gefährlicher Gegner, der auch töten konnte.

Wieder dachte ich daran, welcher Weg oder welche Fügung des Schicksals mich überhaupt nach Florida geführt hatte. In der Nähe von London hatte es begonnen, und zwar mit einem Himmelbett, in dessen hinterem rechten Pfosten ein Dokument versteckt worden war, das einmal einem gewissen Hector de Valois gehört hatte.

Dieser Mann, der schon lange tot war – man hatte ihn in dem Bett mit einem Würgeeisen getötet –, war zu seiner Zeit etwas Besonderes gewesen, denn er kannte sich mit Dingen und Praktiken aus, die für die meisten Menschen unheimlich waren.

Man konnte ihn als Magier bezeichnen oder auch als einen magischen Forscher.

Jedenfalls hatte er Verbindungen zwischen verschiedenen Gebieten entdeckt, die mich außerordentlich interessierten. Es war die Rede von den Templer-Rittern gewesen, dem Heiligen oder Dunklen Gral, dem Land Aibon und einem geheimnisvollen Kreuz mit rätselhaften Zeichen, wobei damit eigentlich nur mein Kreuz gemeint sein konnte.

Hector de Valois hatte dies alles gewußt und auch schriftlich niedergelegt. Nur waren diese Aufzeichnungen im Laufe der Jahrhunderte verschwunden. Ob zerstört oder ob sie noch irgendwo vergraben lagen, wußte niemand von uns. Ein altes Pergament jedenfalls hatten wir in einem der Bettpfosten entdecken, aber leider nicht mehr entschlüsseln können, weil es vor unseren Augen verbrannte.

Da hatte Akim Samaran ebenso das Nachsehen gehabt wie ich.

Einen nicht verbrannten Fetzen davon hatte ich noch retten können. Er befand sich in London und wurde wissenschaftlich untersucht. Es konnte ja sein, daß trotz allem noch wertvolle Informationen verborgen waren, auch wenn ich persönlich dem Rest nicht mehr viel zutraute. Ich würde möglicherweise mehr darüber erfahren, wenn ich wieder nach London zurückkehrte.

Klar, daß Akim Samaran ebenfalls der Spur des Namens de Valois nachging. Wie ich, so hatte auch er damit gerechnet, daß es Nachkommen geben mußte. Wir hatten unseren Computer eingesetzt und auch internationale Beziehungen spielen lassen. So waren wir schließlich auf den amerikanischen Millionär Hugo de Valois gestoßen, der in Florida lebte und sich durch Adventure World einen Jugendtraum erfüllt hatte.

Er hatte ein gewaltiges Gelände aufgekauft und zu einer Vergnügungsstätte umgebaut. Während unseres Telefonats hatte er mir davon berichtet und auch davon, daß man ihn erpreßte. Eigentlich war es nur durch ein dummes Versprechen ans Tageslicht gekommen, ich aber hatte sofort Blut gerochen und den Millionär dazu überreden können, in den Fall einzusteigen.

Suko war mit in die Staaten gedüst. In dem Park aber hatten wir uns getrennt. Zuschlagen wollten wir dann wieder gemeinsam, wobei ich stark hoffte, daß es dazu auch kam.

Auch unser Freund Bill Conolly wäre gern mitgekommen. Er mußte in London bleiben, weil er genau an diesem Tag seine Frau Sheila und den Sohn Johnny zurückerwartete.

Akim Samaran, mein neuer, großer, mit allen Wassern gewaschener Gegner und Günstling des Spuks, dem letzten der Großen Alten, befand sich in der Nähe. Das Skelett war der Beweis für seine magische Tätigkeit. Und wenn er nicht weit entfernt war, konnte ich

auch damit rechnen, auf seinen brutalen Killer und Leibwächter Kamikaze zu treffen, dieses menschliche Monstrum, das keine Gnade kannte und in dessen Klauen sich unter Umständen die Frau des Hugo de Valois befand.

Und noch mit einem weiteren Lebewesen umgab sich Samaran. Es war der Homunkulus, der erste künstliche Mensch. Es hatte ihn gegeben. Die Geschichten über den alten Rabbi Loew, die man sich erzählte, entsprachen den Tatsachen. Durch einen unglücklichen Zufall war es gelungen, den Homunkulus nicht in seiner Zeit zu lassen, sondern in die Gegenwart mitzunehmen.

Das war natürlich schlecht.

Für Samaran gut, denn dieses zwergengroße Menschlein besaß höllische Kräfte. So schaffte es der Homunkulus zum Beispiel, Menschen aneinanderwachsen zu lassen oder deren Glieder zu verdoppeln. Das hatten wir leider selbst erleben müssen.

Ihn durfte ich ebenfalls nicht unterschätzen.

Und auch nicht den Park, dessen Kernstück und von allen bewunderter Punkt eine gewaltige Höhle war, die besichtigt werden konnte. Mittelpunkt dieser Höhle war der Götze Sokk-Ull, ein gewaltiges Urviech, das angeblich von einem Sternenvolk stammen sollte. So jedenfalls erzählte es eine alte Legende der Seminolen, der Ureinwohner Floridas.

Als cleverer Geschäftsmann hatte Hugo de Valois sich so etwas nicht entgehen lassen und den Götzen Sokk-Ull nach den Angaben der Indianer nachbauen lassen.

Jetzt stand er in der riesigen Höhle, wurde elektronisch gesteuert und verbreitete Schrecken.

So hatte man mir jedenfalls erzählt. Ich selbst war noch nicht dazu gekommen, ihn mir anzusehen, konnte aber schon Verbindungen schließen. Wenn ein Skelett außer Kontrolle geriet, war es durchaus möglich, daß so etwas auch mit Sokk-Ull geschah.

Diese Vorstellung ließ mich nicht eben vor Freude hüpfen. Noch ein paar Knochen untersuchte ich und stellte fest, daß sie aus einem Kunststoffmaterial bestanden.

Ich schleuderte sie fort, setzte meine dunkle Brille auf und hörte, wie durch den leichten Wind ein gewaltiger Schrei an meine Ohren getragen wurde. Normalerweise lagen die kleinen Bungalows oder Hotels des Parks ein wenig abseits vom eigentlichen Trubel, aber der Schrei in der »Space Range« war bis zu meinem Motel zu vernehmen. Er stammte aus den Kehlen der zahlreichen Fahrgäste, die mit dieser gewaltigen Bahn über Berge jagten, in Täler rasten, in einen Überschlag gerieten, um anschließend in die Kuppel gestoßen zu werden.

Das war der absolute Schrecken. Mit voller Geschwindigkeit in die

Dunkelheit hinein, da mußte man schon eiserne Nerven besitzen, um so etwas zu überstehen. Ich habe mir erzählen lassen, daß man wirklich das Gefühl hatte, ins All gestoßen zu werden, denn über den raketenartigen Bahnen befand sich ein täuschend echt nachgeahmter Sternenhimmel.

Ich selbst war mit diesem Ding noch nicht gefahren und verspürte auch null Bock darauf.

Schritte unterbrachen meine Gedanken. Es waren leichte Schritte.

So ging kein Mann, nur eine Frau.

Gelassen drehte ich mich um.

Die Frau, die ich anschaute, nahm soeben ihre dunkle Brille ab.

Sie war ein Mischling und eine Augenweide zugleich. Zudem trug sie einen knallgelben Hosenanzug, der im Kontrast zu ihrer dunklen Haut stand. Das Gesicht war fein geschnitten, und ihre etwas breiten Lippen zeigten einen erotisierenden Schwung.

Sie ließ die Brille in der Hand kreisen und deutete mit der anderen Hand über die Schulter. »Entschuldigen Sie, aber die Tür stand offen.«

»Ja, ich weiß. Wollten Sie mich besuchen?«

»In der Tat, Mr. Sinclair.«

»Okay, meinen Namen wissen Sie. Und mit wem habe ich das Vergnügen?«

»Ich heiße Marsha Devine, bin die Privatsekretärin von Mr. de Valois, der mich abgestellt hat, um an Ihrer Seite zu bleiben, Mr. Sinclair. Haben Sie etwas dagegen?«

»Bei einer Frau wie Ihnen?« Ich lachte. »Auf keinen Fall, Marsha.«

Ich streckte die Hand aus. »Auf gute Zusammenarbeit.«

Sie nahm meine Hand. »Das wünsche ich mir auch, John…«

***

Und Suko wünschte sich weniger Sonne!

Im Gegensatz zu seinem Freund John Sinclair hatte er die Aufgabe übernommen, einen ersten Rundgang oder eine Rundfahrt durch den Park zu machen, um sich solche Punkte einzuprägen, die später einmal wichtig werden könnten.

Bei der Größe dieser Anlage war es unmöglich, sie zu Fuß zu durchqueren. Deshalb ließ Suko sich die größten Strecken fahren. Er benutzte dabei die kleine Elektro-Bahn, die die Besucher auf ihrem Kurs von einem Abenteuer zum anderen beförderte, wie der Prospekt es versprach.

Suko hatte die größere Tour gewählt. Er kannte schon vieles, hatte Westernstädte erlebt, Indianercamps, war in der Arktis gelandet und auch in finsteren Grotten, wo unheimlich aussehende Ungeheuer lauerten. Über eine kleine Holzbrücke waren sie gerollt, die einen Teich überspannte. Das Holz der Brücke knackte und splitterte

verdächtig, während unten im Wasser Haie mit aufgerissenen Mäulern auf ihre Beute lauerten.

Bei jedem Zug knackte die Brücke, so daß die Menschen immer wieder erschraken und entsprechende Kommentare abgaben. Das alles machte Suko nichts aus. Er merkte sich zentrale Punkte und hörte nicht auf den ihn umgebenden Stimmenwirrwarr.

Einmal jedoch hatte er eine interessante Bemerkung aufgeschnappt. Jemand berichtete davon, daß eine Fahrt mit der Space Range erst den großen Überblick geben würde. Wer in einem dieser Wagen saß, konnte eigentlich erst dann ermessen, wie groß Adventure World war.

Das hatte sich Suko gemerkt.

Umgeben war er von fröhlichen, ausgelassenen Menschen.

Erwachsene und Kinder freuten sich gleichermaßen auf einen Besuch im Park und gaben dies auch äußerlich zu verstehen.

Manche Besucher hatten sich zu Gruppen zusammengeschlossen und Hostessen engagiert, die sie an besonders interessante Punkte führten und ihnen auch einige erklärten.

Suko dachte mehr an die Superbahn, die »Space Range« genannt wurde. Man warnte zwar davor, nicht in diese Schlange aus raketenähnlichen Wagen hineinzusteigen, aber gerade der Reiz dieser Gefahr zog die Menschen magisch an, so daß auf der Bahn der größte Betrieb herrschte.

Dort stieg Suko auch aus.

Vom langen Sitzen war er etwas steif geworden, schlenkerte seine Beine aus und schaute sich die großen Hinweisschilder an, deren Pfeile zu einer Baumgruppe hinwiesen, wo sich auch der Eingang zur Bahn befand.

Suko schlenderte hin.

Eisbuden säumten den durch die belaubten Bäume in Schatten getauchten Weg. Daneben gab es Stände, an denen Hamburger und Hot Dogs ebenso verkauft wurden wie Crepes und Waffeln.

Zahlreiche Kinder befanden sich unter den Besuchern und bekamen ihre Wünsche nach etwas Eßbarem erfüllt, bevor sie in die Bahn stiegen, um das Eis oder den Hot Dog in ihrem Magen richtig durchschaukeln zu lassen.

Der Inspektor aß und trank nichts. Er stellte sich hinten an die Menschentraube, die sich immer bildete und besonders lang in den Nachmittagsstunden war.

Die meisten Leute unterhielten sich über die bevorstehende Fahrt.

Es gab einige unter ihnen, die es schon zum vierten- oder fünftenmal probierten, hell begeistert waren und jeden Abschnitt der Weltraumreise genau schilderten.

Alles wirkte so normal, so unverdächtig. Dennoch wurde Suko ein ungutes Gefühl nicht los. Nicht, daß er etwas entdeckt hätte, aber er

fühlte sich beobachtet.

Sehr oft hatte er sich schnell umgedreht, hinter sich geschaut, aber niemals einen Verdächtigen gesehen.

An eine Täuschung wollte der Chinese auch nicht glauben. Er mußte zudem stets damit rechnen, von Samaran oder dessen Helfershelfern angemacht zu werden.

Beide hatten ihm schließlich den Tod geschworen. Besonders Kamikaze, der Killer. Er konnte Suko nie vergessen, daß er einige Male von ihm geleimt worden war.

Kamikaze gehörte auch zu den Typen, die aus einem Hinterhalt heraus einfach schossen. Aus diesem Grunde, spürte der Inspektor mehr als einmal ein kaltes Gefühl im Nacken.

Während sich die Schlange aus Menschen allmählich vorschob und erste farbige Warntafeln erschienen, drehte sich Suko immer wieder um. Nein, es hatte keinen Sinn. In dem Spiel aus Licht und Schatten einen einzelnen Menschen zu erkennen, war so gut wie unmöglich. Auch wenn er so aussah wie Kamikaze, der ja überall auffiel.

Ein kleines farbiges Mädchen im hellen weißen Kleid und mit zwei ebenfalls weißen Schleifen im dunklen Haar strich zu nahe an Suko vorbei und schmierte Eis an der hellen Hose des Chinesen ab.

Die Kleine merkte es nicht einmal. Sie lief weiter zu ihren wartenden Eltern.

Mit einem Taschentuch putzte Suko die Hose an dieser Stelle trocken. Das waren so die kleinen Freuden, die man in Parks dieser Art bei Hochbetrieb kostenlos erlebte.

Er dachte daran, daß er und sein Freund John Sinclair schon zweimal gefährliche Abenteuer auf einer Achterbahn erlebt hatten.

Einmal war sogar Susannoo, ein japanischer Dämon, auf den Schienen aufgetaucht, um die Bahn zu stoppen.

Auch in Hongkong waren sie vor ungefähr einem Jahr durch das künstliche Land einer Filmkulisse gefahren, um nach einem Vampir-Theater zu suchen. An all das erinnerte sich Suko, als er in der Schlange stand und die erste Sperre erreichte.

Hier wurden die Wartenden bereits zu Vierergruppen zusammengefaßt. Helfer sorgten mit dafür, daß Familien zusammenblieben.

Suko war allein. Eingerahmt wurde er von zwei Jugendlichen.

Der Junge führte das große Mundwerk, während das Mädchen mit skeptischem Gesicht das sich bereits vor ihnen abzeichnende Gestänge der »Space Range« betrachtete.

Man hörte die Wagen, wie sie mit donnernden Geräuschen in die Tiefe rasten und von den Schreien der darin sitzenden Besucher begleitet wurden.

Spaß und Horror wurden hier geboten!

Eine Fahrt mit dieser Bahn war im Eintrittsgeld eingeschlossen.
Deshalb gab es auch keine Karten-Kontrollen.
Über Holzbohlen liefen die Besucher entlang, rechts und links durch hüfthohe Eisengitter abgeschirmt. Dahinter waren fleckenhaft die Gesichter anderer Gäste zu erkennen, die nur schauten und sich nicht trauten, mit der Bahn zu fahren.
Suko würde einen Einzelsitz bekommen, und das war ihm sogar recht.
Er sah die Schlange vor sich kleiner werden. Immer mehr Menschen verschwanden in den kleinen Wagen.
Je näher sie ihrem Ziel kamen, um so stiller wurde auch der Junge. Sein Girl lächelte leicht, aber umkehren wollten beide nicht.
Hinter ihnen kreischten Kinder, vor ihnen stiegen wieder welche ein, und dann waren sie an der Reihe.
Ein Mann mit hellem Leinenkäppi auf dem Kopf und einem Namensschild an der Brust streckte seinen Arm aus. Suko hatte Pech gehabt. Er mußte auf einen neuen Zug warten.
Der andere verschwand soeben in einem Tunnel, der sehr steil in die Höhe führte.
Suko warf einen Blick nach rechts, wo die Wagen nach der Fahrt hielten und die Passagiere ausstiegen. Wie blaß manche Gesichter waren, konnte er nicht erkennen.
Er sah auch den großen, wuchtigen Aufbau hinter dem Überschlagrad, in den der Zug hineindonnern würde. Das war die Attraktion. Da kam man sich tatsächlich vor wie im All. Durch die hohe Geschwindigkeit und die Dunkelheit schwerelos erscheinend.
Die nächsten Wagen ratterten heran.
Sie waren leer, rot angestrichen und glichen einer Rakete, denn der vordere Wagen zeigte eine stromlinienförmige Spitze.
Zunehmend bekam Suko das komische Gefühl, als würde sich etwas in seiner Nähe verdichten.
Sollte er die Fahrt nicht doch lieber verschieben?
Die Entscheidung wurde ihm aus der Hand genommen, denn der Angestellte drängte darauf, endlich die Wagen zu betreten. »Sie müssen allein sitzen«, sagte er zu Suko.
»Ich weiß.«
»Dann gute Fahrt. Als erster hat man ein besonderes Vergnügen dabei, glauben Sie mir.«
Hinter ihm stieg das Pärchen ein. »Du hältst mich ja fest, nicht?« fragte sie.
»Mal sehen.«
Suko streckte die Beine aus und drückte sich mit dem Rücken gegen das weiche Polster. Er starrte über die Schienen. Noch stand der Sicherheitsbügel hochkant. Sobald die Wagen gefüllt waren, würde er

sich senken.

Der Chinese machte es sich so bequem wie möglich. Er hörte bereits das Kommando zur Abfahrt und sah auch die Bewegung des Bügels, als neben ihm ein Schatten erschien, der sich gedankenschnell über den Rand des Wagens schwang, noch unter dem sich senkenden Bügel hinwegtauchte und plötzlich neben Suko saß.

Damit hatte er den Chinesen überrascht.

Vielleicht hätte Suko noch verschwinden können, aber der Bügel hakte sich in diesem Augenblick fest, so daß Suko die Fahrt mit einem ihm bekannten Menschen und Todfeind unternehmen mußte.

Mit Kamikaze!

***

Selten hatte Suko ein so breites, diabolisches und gemeines Grinsen im Gesicht eines Menschen gesehen wie bei diesem überhäßlichen Killer mit dem Pferdeschwanz. In den Augen leuchtete der Haß. Seine knochigen Mörderfäuste lagen auf dem roten Haltegriff, als wollten sie ihn zerquetschen.

»Jetzt hab’ ich dich!« sagte er.

Im gleichen Augenblick fuhren die Wagen an. Plötzlich spürte Suko den Schweiß auf der Stirn. Okay, er war kein Schwächling, traute sich im fairen Kampf gegen Kamikaze auch zu, ihn zu besiegen, aber war dieser Mensch jemals fair gewesen?

Daran konnte sich Suko nicht erinnern. Kamikaze lebte von seiner ungebändigten Kraft und Heimtücke.

»Ich wußte, daß du da bist«, sagte er. »Ich wußte es genau, und ich ließ dich nicht aus den Augen.«

Suko nickte. »Ich weiß.«

»Und du fährst trotzdem?«

»Weshalb nicht?«

»Weil es für dich eine Reise ohne Wiederkehr geben wird, das verspreche ich dir.«

»Mal sehen.«

Der Chinese blieb ruhig. Er dachte an seine Kräfte und auch an seine Waffen. Zudem würde es Kamikaze nicht leichtfallen, ihn während der Fahrt zu killen. Schließlich gab es zahlreiche Zeugen, die zusahen. Da mußte er sich schon etwas anderes einfallen lassen.

So rollten sie weiter. Hinter ihnen lachten die Fahrgäste noch. Sie machten sich gegenseitig Mut. Das Seitengestänge huschte vorbei.

Gesichter wurden zu Schatten, die Strecke führte schon leicht bergauf, und vor ihnen tauchte der Eingang des Tunnels wie das gefräßige Maul eines Raubtiers auf.

Suko warf einen kurzen Blick nach rechts und sah eine andere Bahn den Kreisel durchfahren. Vielleicht wollte Kamikaze ihn genau dort

aus dem Wagen stoßen.
Er war auf alles vorbereitet.
Leider ließ ihm die Sicherheitsstange nicht viel Bewegungsfreiheit. Es war auch nicht so einfach, an die Pistole oder den Stab zu kommen. Beides trug der Inspektor bei sich. Und wenn er es jetzt schon versuchte, wurde der Killer neben ihm nur unnötig aufmerksam.
So blieb er ruhig, aber wachsam.
Sie näherten sich der Einfahrt in den Tunnel. Suko konnte erkennen, daß der Schienenstrang ziemlich steil in die Höhe führte und sie schon nach wenigen Yards von der Dunkelheit verschluckt wurden. Gleich würde der Tunnel sie wieder ausspeien um sie in ein Tal zu schicken: Anlauf und Aufstieg zum Überschlagkreisel.
Bei der Bergfahrt wurden die Passagiere gegen die gepolsterten Rückenlehnen gedrückt. Auch Suko kippte nach hinten. Kamikaze ebenfalls. Im letzten noch einfallenden Licht sah Suko die Bewegung des Killers. Er war schneller gewesen als der Chinese, denn eines seiner gefährlichen Messer hatte er bereits griffbereit in seiner Tasche stecken gehabt…

***

Marsha Devine ließ es sich nicht nehmen, die letzten Knochen zusammenzufegen und in eine Mülltonne zu werfen. »Erklären kann ich mir das alles noch immer nicht«, gab sie zu.
»Auch mir fällt es schwer.«
Lachend ging sie zum gefüllten Kühlschrank. Mit zwei Gläsern und einer Flasche Limonensaft kehrte sie zurück. »Kommen Sie, trinken wir einen Schluck.« Sie schenkte ein und reichte mir ein Glas. »Da haben Sie es besser als ich, John.«
»Weshalb?«
»Sie nehmen die Magie als Erklärung. Daran will ich nicht so recht glauben.«
»Finden Sie sich damit ab, wenn Sie mit Akim Samaran zu tun haben!« Ich konnte so offen sprechen, weil Marsha eingeweiht worden war. Sie hatte auch von Samarans Besuch berichtet.
»Der sieht mir danach nicht aus.«
»Da gebe ich Ihnen recht. Nur wer sieht schon aus wie ein Mörder? Wenn Sie sich die Bilder von Schwerverbrechern anschauen, werden Sie überrascht sein, wie normal viele von ihnen wirken.«
»Das habe ich auch schon gehört.«
Wir hatten beide unsere Gläser geleert, und ich fragte Marsha, welchen Plan sie verfolgte.
Die Farbige legte sich gegen eine Sesselkante. »Eigentlich keinen bestimmten. Ich wollte nur die Verbindung zwischen Ihnen und meinem Boß halten. Hier, wenn etwas ist.« Sie griff in die rechte,

aufgesetzte Seitentasche der Hose und holte ein sehr flaches Gerät hervor, das Ähnlichkeit mit einem Taschenrechner aufwies. »Ein Walkie-Talkie«, sagte sie. »Direktverbindung zum Chef.«

»Meldet er sich auch bei uns, wenn es Neues gegeben hat?«

»Das ist abgemacht.«

»Dann können wir ja.«

Sie lachte. »Was ist los? Sie klingen so energiegeladen.«

»Das bin ich auch. Wenn sich Samaran und seine Helfer hier in Adventure World herumtreiben und gewisse Dinge unter magische Kontrolle bekommen haben, müssen wir höllisch auf der Hut sein.«

»Sie meinen, daß es Unsinn wäre, im Bungalow zu bleiben?«

»So ist es.«

»Ich bin einverstanden.«

»Ich kenne den Park nicht, Marsha, aber Sie. Schlagen Sie etwas vor, wobei es für mich nur eine Möglichkeit gibt.«

»Sie meinen Sokk-Ull.«

»Ja, den Götzen.«

»Habe ich mir gedacht. Er ist die Hauptattraktion, das Herz des Parks und die Zentrale. Sein Götzentanz wird oft genug von Hunderten von Menschen bestaunt.«

»Er tanzt?«

Sie nickte. »Das gehört zu der großen Schau. Der beginnt zu tanzen, speit Feuer, tobt, will raus aus dem Gefängnis, wobei dann Krieger erscheinen, die gegen ihn fliegen.«

»Wie?«

»Mit extra konstruierten Flugdrachen.« Sie lachte. »Es ist wirklich sehenswert. Eine irre Schau, sage ich Ihnen.«

»Fahren wir hin.«

»Wollen Sie direkt, dann bestelle ich uns einen Wagen. Wir können aber auch mit dem Adventure Train fahren. Das ist ein Zug, der die großen Attraktionen im Park ansteuert.«

»Nehmen wir ihn.«

»Gut, kommen Sie.«

Ich packte noch meine Waffen ein und legte dabei besonderes Gewicht auf den Würfel. Er durfte auf keinen Fall fehlen, weil er mir die Chance gab, andere zu stellen und, wenn möglich, zu vernichten.

Marsha beobachtete mich, während sie eine Zigarette rauchte. Der Glimmstengel steckte in einer Spitze. »Sie sind ganz schön ausgerüstet, John.«

»Das muß leider sein.«

»Hat man Sie noch nie erwischt?«

»Noch lebe ich.«

»So meine ich das nicht. Haben Sie nie das Gefühl gehabt, daß ein Gegner stärker war als Sie?«

Ich winkte ab. »Schon oft. Auch jetzt noch. Ich habe zum Glück gute Freunde, die auf meiner Seite stehen. Das ist unheimlich viel wert, glauben Sie mir.«

»Richtig, Freunde findet man heute selten.« Sie deutete zur Tür.

»Wir sollten gehen.«

Dagegen hatte ich nichts. So traten wir aus den klimatisierten Räumen hinaus in den strahlenden Sonnenschein und damit auch in eine dumpfe Hitze, die mir überhaupt nicht gefiel. Nahe der Wohnanlage wurde sie noch durch die subtropischen Gewächse gefiltert, auf der freien Strecke aber war es schlimm.

Wir verließen den Park, kamen auch an einem großen Schwimmbad vorbei, das zu einem Hotel gehörte, und erreichten eine Haltestelle. Einige Besucher warteten schon dort.

»Diese Züge führen auch so etwas wie einen Speise- oder Getränkewagen mit«, erklärte Marsha. »Wir werden versuchen, uns dort einen Platz zu ergattern.«

Ich hatte nichts dagegen. Mein Blick fiel in den Park. Ich sah das Gestell der Space-Range-Bahn über alle anderen Attraktionen hinausragen, ich hörte die Schreie der Fahrgäste, das Lachen von Kindern und eine Schießerei in der nachgebauten Westernstadt.

Dann kam der Zug.

Er rollte fast lautlos heran, da er von Elektromotoren getrieben wurde. So fuhr man hier umweltschonend.

Der Wagen, den wir uns ausgesucht hatten, befand sich im vorderen Teil. Es war genau der zweite hinter der Zugmaschine.

Wir bekamen einen freien Platz an einem der runden Tische, und Marsha wurde von der Hosteß begrüßt.

»Ein Gast des Hauses«, stellte sie mich vor. Das blonde, junge Mädchen erkundigte sich nach unseren Wünschen.

Wir nahmen Saft. Bei dieser Hitze wäre ein alkoholisches Getränk genau das Falsche gewesen.

Ich saß als einziger in einer Jacke da. Der Schweiß rann mir über den Rücken. Ausziehen konnte ich das Jackett auch nicht, und so freute ich mich, als der kalte Saft durch meine verdörrte Kehle rann.

Wir fuhren inzwischen und erreichten zuerst die Westernstadt. Hier wurde tatsächlich gekämpft.

Stuntmen führten ihre Kunststücke vor. Sie kippten aus Fenstern, fielen von Vordächern oder ließen sich durch die Schwingtüren der Saloons schleudern.

Der Zug fuhr langsamer, so daß die Zuschauer mehr mitbekommen konnten.

Ich schaute ebensowenig hin wie Marsha. Sie hatte ihre Sonnenbrille mit dem gelben Gestell, passend zur Kleidung, aufgesetzt. Ich fragte sie nach ihrem Chef aus.

Sie lachte mich an. »Tut mir leid, aber ich kann Ihnen keine Skandale berichten. Wenn Sie etwas gehört haben sollten, stimmt davon nicht einmal ein Zehntel.«

»Sorry, aber ich habe nichts gehört.«

Sie lehnte sich zurück, schob die Brille hoch und ließ ihren Blick durch den vollbesetzten Wagen gleiten. »Er liebt seine junge Frau sehr«, erklärte sie, »und würde alles tun, um sie aus den Klauen dieses Killers zu befreien.«

»Das glaube ich. Und wie stehen Sie zu ihm?«

Marsha Devine lächelte mich an. »Ich bin seine Geliebte.«

»Oh.«

Sie faßte nach meiner Hand, die ich um das kühle, beschlagene Glas gelegt hatte. »Es ist genauso, wie Sie denken, John. Nur weiß seine Frau von unserem Verhältnis. Sie akzeptiert es.«

»Dann gibt es einen Dreierbund?«

»So ähnlich.«

Das war nicht meine Sache. Ich hatte auch nicht darüber zu richten und entschuldigte mich quasi durch die Blume für meine Fragerei. »Es ist nur so, Marsha, ich wollte herausfinden, wie weit ein Mann gehen will, dessen Frau sich in der Gewalt eines Killers befindet.«

»Sehr weit, John.«

»Haben Sie sich eigentlich Gedanken darüber gemacht, wo Baby de Valois stecken könnte?«

»Ich sah das Bild.«

»Und?«

Sie hob die Schultern. »Das ist ein zweischneidiges Schwert. Diesen Killer konnte man gut erkennen, das Messer auch, aber der Hintergrund war zu verschwommen. Jedenfalls zeigte er eine dunkle Farbe.«

Ich nickte. »Es könnte in einem Raum gewesen sein.«

»Ja, auch in einer Höhle.«

Ich verstand. »Sie meinen Sokk-Ull?«

»Rechnen wir mit allem, John.«

Sie leerte ihr Glas, ich schaute wieder in die Landschaft hinaus.

Sie hatte gewechselt. Wir durchfuhren grünes Hügelland, und ich kam mir in meine Heimat versetzt vor, denn rechts von uns tauchte ein düsteres Schloß auf.

Es stand auf einem Berg und sah aus wie eine normannische Burg.

»Wir sind in Schottland, nicht?«

Marsha nickte, wollte noch etwas sagen und verstummte ebenso wie ich, denn wir beide hatten den Schrei vernommen.

Er war aus dem Schloß gedrungen und hatte sich verdammt echt angehört. Ich stand auf, hielt mich an einer Stange fest und drückte meinen Oberkörper vor, so daß ich besser sehen konnte.

Auf einer Brüstung oder Galerie stand ein schwarzgekleideter Henker und köpfte eine Frau. Das Beil fuhr wieder einmal von oben nach unten, abermals erklang der Schrei. Diesmal war ich darauf gefaßt. Wir verließen die Umgebung des Schlosses und gelangten in ein anderes »Land«.

Hawaii!

Palmen, herrlicher Strand. Hula-Musik, tanzende Mädchen, glückliche Menschen.

Inmitten dieser Landschaft befand sich ein Südsee-Restaurant unter freiem Himmel. Die Sonnenschirme waren aus Palmenblättern geflochten, und auch die große Kochstelle befand sich im Freien.

Der Zug hielt.

Zahlreiche Gäste stiegen aus. Der Duft des Restaurants und die Musik animierten zahlreiche Besucher dazu, an dieser Haltestelle den Zug zu verlassen.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Marsha rauchte auch. »Wohin führt uns der Weg jetzt?«

»In die Grotten.«

»Zum Götzen?«

Sie lachte. »Nein, noch nicht. Die unterirdische Höhle liegt am Ende des Parks.« Sie legte beide Hände dicht nebeneinander auf den runden Tisch. »Sie müssen sich vorstellen, daß Adventure World in zwei Hälften geteilt ist. Die eine Hälfte beinhaltet den normalen Jahrmarkttrubel, wenn ich das mal so bezeichnen soll. Das sind die Buden, die Karussells, die Space-Range-Bahn und so weiter. Im anderen Teil, durch den wir fahren, hat man die normale Welt mit der Märchenwelt vermischt. Das werden Sie auch in den Grotten erleben, da fahren wir sogar durch Wasser. Und glauben Sie nicht, daß dies der einzige Zug ist. Sie müssen normalerweise drei Routen fahren, um alles gesehen zu haben. Wir nehmen eigentlich die kürzeste. Es gibt noch eine, die führt in die Theater- und Filmwelt. Dort sind viele Dinge aufgebaut, die auch in Hollywood stehen könnten.«

»Ich habe verstanden. In den USA ist eben alles größer als bei uns in Europa.«

Sie lachte. »Wir haben auch mehr Platz.«

Wäre der Druck des Falls nicht gewesen, so hätte ich die Fahrt genießen können. So aber mußte ich immer wieder an das Skelett denken, das, ferngesteuert oder magisch gelenkt, mich hatte ermorden wollen. Deshalb rechnete ich mit weiteren Überraschungen dieser Art und war dementsprechend auf der Hut.

Wir verließen Hawaii, und die schmalzigen Klänge blieben hinter uns zurück.

Ein großer Teich erschien: Die Schienen führten um ihn herum.

Auf dem Wasser lagen die Menschen auf Luftmatratzen, ließen sich

von der künstlichen Strömung treiben und warteten darauf, daß vor ihnen irgendwann ein Fisch aus dem Wasser sprang.
Vom Guppi bis zum Hai war alles vorhanden.
Ein in meinen Augen blödes Vergnügen.
Das sagte auch Marsha. »Sie glauben aber nicht, John, wie begeistert die Kinder darüber sind.«
»Kann ich mir vorstellen.«
Der Teich verschwand, und ich sah vor mir eine dichte grüne Wand, die aus dieser Entfernung undurchdringlich erschien. »Ist das ein Dschungel?«
»Genau.«
»Welcher soll es sein?«
»Die Everglades.«
»Die habe ich schon mal in natura erlebt.«
Sie grinste. »War es schön?«
»Ich habe wochenlang nur davon geträumt. Allerdings als Alptraum, wenn Sie verstehen.«
»Klar doch.«
Es wurde dunkler. Urplötzlich war der Zug in den Dschungel gefahren. Uns umgab eine andere Umgebung. Tierische Laute drangen aus dem Unterholz. Vogelgezwitscher begleitete unseren Weg. Manchmal lichtete sich die grüne Wand, so daß wir die Tümpel erkennen konnten, in denen Krokodile schwammen, die man von echten nicht unterscheiden konnte. Wenn sie Menschen sahen, rissen sie ihre Mäuler auf.
Auch die Luft war anders geworden. Feuchter, tropischer. Auf meinem Gesicht klebte der Schweiß, den auch der Fahrtwind nicht wegtrocknen konnte.
Der Zug fuhr wieder bis dicht an den Dschungelrand und wurde langsamer.
»Gibt es hier auch eine Station?« fragte ich Marsha.
»Nein, nur eine Verpflegungshütte mit Plattform. Man findet sie auch in den echten Everglades. Sie ist für die gedacht, die die Kanäle mit Kanus durchqueren.«
»Und die gibt's auch?«
»Natürlich. Neulich stand etwas von einem deutschen Ehepaar in der Zeitung, das es geschafft hatte, einen Teil der Everglades zu durchqueren. Die Schröders waren damals eine kleine Sensation hier in Florida.«
»Freiwillig würde ich mich dazu nicht hergeben.«
Der Zug glitt langsamer an die Plattform heran. Sie war leer gewesen. Jetzt öffnete sich die Tür der auf der Plattform stehenden Hütte. Zwei Menschen traten heraus.
Es waren Seminolen. Bewaffnet mit Bögen, Pfeilen und Lanzen.

Einer der beiden drehte sich herum. Dabei schwang seine Lanze mit.

Ich konnte mir die Bewegung nicht erklären, denn der Kerl sah so aus, als wollte er den Speer vorstoßen.

Und ich stand in der Richtung.

Im letzten Augenblick wich ich zur Seite. Der Zug rollte kaum im Schrittempo, so daß der andere eine gute Chance gehabt hätte, mich zu erwischen.

Durch das rechtzeitige Abdrehen verfehlte mich die Lanze. Sie wischte an meinem Hals vorbei.

Blitzartig griff ich zu. Und dann ging alles sehr schnell. Die anderen Fahrgäste bekamen kaum etwas mit. Ich ließ den Lanzenschaft nicht los, aber auch der Seminole wollte seine Hände nicht lösen, so daß er, von meiner Wucht gezogen, gegen die untere äußere Wagenwand krachte. Dabei hatte er den Kopf gebeugt, der vor meinen Augen zersplitterte, als bestände er aus Porzellan.

Ich ließ die Lanze los. Sie verschwand ebenso wie der zerstörte Körper des Seminolen.

Marsha war blaß geworden. Wenn man davon bei ihrer Hautfarbe überhaupt sprechen konnte.

»Was war das?« fragte sie.

»Ein Mordversuch«, erwiderte ich lakonisch.

»Wieso? Sie…«

Jemand tippte mir auf die Schulter. »He, Mister, Sie haben da eine Figur zerstört. Das werde ich melden.«

Ich schaute mir den Kerl an. Er sah ebenso mickrig aus, wie sich seine Stimme anhörte. Ein Widerling von Spießer, der von seiner matronenhaften Frau nickend Beifall erhielt.

Ich tätschelte seine blasse Wange. »Schon gut, Onkel. Setz dich hin, oder bau dir ein Haus, wobei du dich am Zaun anmelden kannst. Klar?«

Der Knabe war so verdutzt, daß er sich tatsächlich auf seinen mageren Hintern fallen ließ.

Ich schaute Marsha an. »Na, den Schock überwunden?«

»Nein.«

»Wir stehen weiterhin unter Kontrolle. Das heißt, ich bin es, den man kontrolliert.«

»Und wieso?«

»Keine Ahnung. Vielleicht ist es der Würfel, der den anderen auf meiner Spur hält.«

»Dann werfen Sie ihn doch weg.«

»Den brauche ich noch!«

Es passierte nichts mehr. Wir ließen den Dschungel hinter uns, und ich dachte daran, daß ich auch den zweiten Mordanschlag gut überstanden hatte.

Mal sehen, wie viele noch folgen würden.
»Ihre Nähe ist lebensgefährlich«, stellte Marsha fest.
»Stimmt. Deshalb bin ich noch Junggeselle.«
Sie schaute mich zweifelnd an. »Gibt es da wirklich keine, John?«
»Es gab sie mal.« Ich dachte an Jane Collins und auch an Glenda Perkins. Beide hätte ich heiraten können, aber ich wollte nicht. Es reichte, wenn die Frauen meiner Freunde Angst um ihre Männer hatten, wobei ich gestehen muß, daß sich auch Glenda um mich stets Sorgen machte.
»Jeder hat wohl seine Probleme«, sagte Marsha, um sofort danach das Thema zu wechseln. »Nach der nächsten Haltestelle geht es abwärts«, erklärte sie.
»In die Grotten?«
»Ja.«
»Ich bin gespannt, was uns dort erwartet.«
»Eine Märchen- und Mythenwelt. Aber wenn Sie nicht wollen, John, können wir aussteigen.«
»Nein, lassen Sie. Ich habe so etwas in Hongkong schon kennengelernt. Wichtig ist der Götze!«
»Das meine ich auch.«
Sehr bald erreichten wir den Haltepunkt. Der Zug füllte sich wieder. Die unterirdische Anlage der Märchenwelt gehörte zu den großen Attraktionen von Adventure World.
Hinein fuhr man durch ein großes Tor, das dem Maul eines Drachen nachgebildet war.
Auf meinem Rücken spürte ich die Gänsehaut. Und die kam nicht allein von der Kühle…

***

Wenn Hugo de Valois nach seinem Beruf gefragt wurde, gab er Manager an. Zu den Aufgaben des Managers gehörte es unter anderem, viel und regelmäßig zu telefonieren, um Entscheidungen treffen oder Aufträge hereinholen zu können.
Noch nie in seinem Leben hatte Hugo de Valois soviel telefoniert wie an diesem Tag.
Es war der reine Alptraum. Hand und Ohr schienen mit dem Hörer festgewachsen zu sein. Seine Gespräche galten besonders Washington, wo er erst nach einigem Suchen seinen Bekannten gefunden hatte.
Robert, so hieß er, war über die vorgetragene Bitte nicht begeistert gewesen, versprach jedoch, sein möglichstes zu tun und schnell zurückzurufen.
Er hatte es nicht getan. So war dem unter Druck stehenden Ehemann nichts anderes übriggeblieben, als selbst anzurufen und sich anhören zu müssen, daß es für Robert unmöglich war, die Bitte zu erfüllen.

»Aber du hast zwei Tage Zeit.«
»Zu wenig, Junge.«
»Denk doch mal an mich. Ich weiß nur, daß meine Vorfahren aus Südfrankreich stammen, daß ich den Namen de Valois behalten habe, mehr kenne ich aus meiner Vergangenheit nicht. Du hast Beziehungen zu allen möglichen Stellen. Mach die Leute flott, bezahle sie meinetwegen fürstlich, ich gebe dir das Geld dann wieder, aber bekomm um Himmels willen heraus, was dieser Hector de Valois hinterlassen hat. So schwer kann das für dich doch nicht sein, Robert.«
»Im Prinzip nicht, Hugo.«
»Aber?«
»Mein Bekannter ist vor einer Woche in Pension gegangen und ist auf einer Urlaubsreise. Niemand weiß, wo er hingefahren ist. Kinder hat er keine, seine Frau befindet sich bei ihm, und ich stehe da wie der Ochse vor dem Berg.«
»Stimmt das?« De Valois konnte nur noch mit rauher Stimme flüstern.
»Ja, Hugo, ich habe keinen Grund, dich anzulügen. Tut mir selbst leid, mein Lieber.«
»Dann danke ich dir sehr.« Mit einer müden Bewegung legte der Millionär auf und vergrub sein Gesicht in den auf den Tisch gelegten und angewinkelten Armen.
Keine Chance mehr, an Informationen heranzukommen. Nie hatte er sich dafür interessiert. Auf einmal benötigte er sie. Das war der glatte Irrsinn. Er atmete tief ein, hob den Kopf und schaute auf das Bild seiner jungen Frau, die ihn anlächelte. Sie trug einen blonden Kurzhaarschnitt und deutete mit dem Mund einen Kuß an, den sie auf die ausgestreckte Handfläche blies.
Er liebte dieses Foto, er liebte seine Frau, er wollte sie zurückhaben, doch diesmal nutzten ihm weder Beziehungen noch seine Millionen. Nur ein Mann besaß noch die Chance.
John Sinclair!

***

Und Suko hätte sie vielleicht auch besessen, aber der befand sich in keiner beneidenswerten Lage.
Finsternis umgab ihn. Nur hin und wieder fiel durch eine Lücke in der Tunnelwand irgendein Lichtreflex, und der brach sich ausgerechnet noch auf der Messerklinge, deren Spitze auf die Hüfte des Chinesen wies.
Kamikaze würde zustechen, das stand fest. Rücksicht kannte dieser Killer nicht. Die Frage nach dem Zeitpunkt stellte sich. Geschah es im Tunnel, vielleicht im Überschlag?
Suko konnte unter einigen Möglichkeiten wählen, was ihm überhaupt

nicht gefiel. Beide wurden sie gegen die gepolsterte Rückenlehne gepreßt, und der Chinese schielte nach rechts auf die lange Klinge. Sie stach wie ein spitzer Stahlarm aus der Faust des Killers.

Es war nicht ruhig. Die Wagen wurden in die Höhe geschoben oder gezogen. Manchmal ratterten sie auch über die Schienen und schüttelten sich, als wollten sie ihre Fahrgäste loswerden.

Kamikaze mußte laut sprechen, um verstanden zu werden. Die Fahrgeräusche wurden von den Tunnelwänden als Echos zurückgeworfen. »Rühr dich nicht, Gelber!« warnte er. »Bald wird ein Toter neben mir sitzen, und kaum jemand merkt es! Es fällt nicht auf, wenn ich mit einer Leiche spazierenfahre!«

Suko nickte.

Er wollte nicht reden und dachte daran, wie er aus dieser verdammten Lage herauskommen sollte. Der Tunnel wollte kein Ende nehmen. Steil und lang war der Anstieg, dementsprechend lang würde auch wieder die Talfahrt werden.

Und dann?

Vielleicht als Toter, wie Suko sich selbst sah. Kamikaze mußte vor dem Überschlagkreisel etwas tun, wenn er Suko loswerden wollte.

Wieder schielte der Chinese auf die Klinge. Er sah auch das Gesicht des Killers.

Wie ein graublauer Schatten kam es ihm vor.

Kamikaze bemerkte Sukos Blick. Breit grinste er und hob andeutungsweise die Schultern. »Keine Chance mehr, Chink. Diesmal steht auch kein Himmelbett zwischen uns.«

»Ich weiß.«

»Wo willst du die Klinge hinhaben? Du kannst es dir aussuchen. Noch hast du die Wahl.«

Ja, die hatte er. Aber nicht mehr lange. Das Ende des Tunnels rückte näher. Ein viereckiger Ausschnitt in der Dunkelheit, durch das die Schienen führten, um in eine weite Rechtskurve zu laufen.

Die Gäste in den hinteren Wagenteilen begannen mit ihrer rhythmischen Klatscherei. Sie hatten sich steif hingesetzt, die Arme über die Haltestange gebracht und schlugen die Hände gegeneinander.

Vielleicht wollten sie sich Mut machen. Suko war es recht. So wurden sie wenigstens von ihm und Kamikaze abgelenkt.

Die Öffnung!

Auf einmal war es wieder hell. Suko wurde von der Sonne geblendet. Kamikaze mußte es ebenfalls so ergehen, da der glühende Ball direkt über ihnen stand und seine Strahlen gegen ihre Gesichter warf.

War das die Chance?

Der Inspektor überlegte nicht mehr lange. Urplötzlich griff er zu, und er überraschte damit selbst den wachsamen Kamikaze. Der hatte sich im wahrsten Sinne des Wortes blenden lassen.

Zum Glück konnte Suko seine Arme normal bewegen. Er drückte das Gelenk des Kamikaze nach oben, kannte auch einige Tricks und empfindliche Stellen am Handgelenk seines Gegners, die er nur zu treffen und einzudrücken brauchte.

Suko drehte das Gelenk. Rücksicht nahm er nicht. Er hörte Kamikaze ächzen, während sich die Wagenschlange in eine Rechtskurve und auch in diese Richtung kippte. Gleichzeitig wurde sie etwas schneller. Der Kreisel aber war noch nicht erreicht.

Hügel und Täler lagen vor ihm. Eine Art stählernes Gebirge, in das sie hineinrasten.

Eisern hielt Suko fest.

Und er bekam den Gegendruck, weil Kamikaze nicht daran dachte, sein Messer fallen zu lassen. Er mußte Schmerzen haben, und auch sein Gesicht blieb nicht mehr unbewegt. Über die Wangen glitt ein Zucken, der Mund verzerrte sich, und es gelang Suko, den Arm immer wieder in Kamikazes Richtung zu drehen, so daß die Klingenspitze schon fast dessen Gürtelschnalle berührte.

Noch ging es abwärts. Der Fahrtwind umrauschte sie. Hinter ihnen schrien die Passagiere. Nicht aus Angst. Es war so üblich, daß man sich Luft verschaffte.

Die Kurve!

Mit voller Geschwindigkeit rasten sie in sie hinein, und Suko hielt den Arm noch immer fest, aber Kamikaze wehrte sich. Mit seiner rechten Faust wollte er durchkommen.

Er hätte Suko im Gesicht erwischt. Dem aber gelang es, den freien Arm hochzureißen und den Hieb mit der Handfläche abzublocken.

Es folgte ein Kampf auf Gedeih und Verderb. Keiner wollte aufgeben. Kamikaze brauchte einen Erfolg. Er mußte Suko loswerden und versuchte alles.

Der stach plötzlich zu.

Es war kein Messerstich, sondern einer mit zwei Fingern. Blitzschnell hatte er eine Lücke gesehen. Dank seiner Ausbildung wußte er genau, wo er treffen konnte, und erwischte Kamikaze tatsächlich so, daß dieser zusammensackte.

Für die Dauer einer Sekunde schien der gewaltige Körper seine Kraft zu verlieren. Da glich er einem Ballon, aus dem die Luft rausgelassen worden war. Er fiel ineinander, und die Wagen schossen aus der Kurve in eine Gerade hinein, die kurz danach wieder zu einer schrägen Ebene wurde und in die Höhe führte.

Der Kreisel rückte näher.

Suko bog den Arm des Killers so zur Seite, daß Kamikaze seine Faust öffnen mußte.

Das Messer entfiel ihm.

Suko wollte es an sich nehmen. Er reagierte diesmal nicht schnell

genug. Die Waffe tickte erst auf Kamikazes Knie, und von dort rutschte sie ab.

Vor den Beinen der beiden Männer blieb sie liegen. Unerreichbar für sie, da sie sich durch die Sicherungsstange nicht bücken konnten.

Suko atmete auf.

Kamikaze hatte zu kämpfen. Sukos Fingerstich konnte von ihm kaum verdaut werden. Seine Gesichtsmuskeln zuckten. Er war grau geworden. Ab und zu huschte ein Streifen Sonnenlicht über seine Wange und malte dort ein fleckiges Muster.

Die Bahn nahm Anlauf für den Kreisel. Suko hätte jetzt noch die Chance gehabt, den anderen bewußtlos zu schlagen, aber er kam nicht an seine Waffe heran, und Kamikaze hatte sich auch etwas erholt. Er stierte Suko an. Der Mund stand offen. Röchelnd holte er Luft. Selbst gegen den Fahrtwind war dieses Geräusch zu hören. Er wollte etwas sagen, bewegte die Lippen, nur verstand Suko kein Wort.

Die Fahrgäste hinter ihnen begannen zu schreien. Als hätten sie sich abgesprochen. Besonders Mutige saßen auch jetzt mit erhobenen Armen in den Wagen, hielten die Münder offen und brüllten ihren Spaß oder ihre Angst heraus.

Der Kreisel!

Suko hatte zu sehr auf Kamikaze geachtet, so daß er diesmal überrascht wurde. Auf einmal jagten sie in die Tiefe. Er kam sich vor wie jemand, der im Flugzeug sitzt und nicht mehr weiß, wo sich die Erde befindet.

Voll hinein!

So hatte es mal jemand gesagt. Auch Suko spürte dieses Gefühl.

Er hörte den rauschenden Fahrtwind, das Schreien der Leute, stand plötzlich auf dem Kopf und hatte kaum bemerkt, daß der Weg wieder in die Höhe führte. Erst jetzt fiel ihm auf, daß dies ein Doppelkreisel war. Der andere stand ein wenig versetzt. Er war vom Eingang aus nicht zu erkennen gewesen.

Und sie schossen hinein.

Rauschen, Kippen, Drehen, Schreie – es wurde zu einem wirbelnden Inferno, das blitzschnell beendet war, denn urplötzlich standen die Wagen wieder waagerecht und jagten auf einer Schiene weiter, die völlig normal verlief, so daß sich die Fahrgäste wieder beruhigen und nach Luft schnappen konnten.

Auch Suko mußte sich von diesem Streß erholen. Nur allmählich nahm er wieder die normale Umgebung wahr. Er sah das Gestänge der Achterbahn, die Bäume, hörte die Menschen, die Sonne bewegte sich nicht mehr, und auch der Park war zur Ruhe gekommen.

Kein Streß…

Bis auf Kamikaze, der bestimmt seinen Plan nicht aufgegeben hatte und wieder zu Kräften gekommen war. Er hockte in einer

abwehrenden Haltung neben Suko und belauerte ihn.

Dem Inspektor war klar, daß er ein zweites Mal den Killer nicht mehr überraschen konnte, auch Kamikaze würde nicht angreifen, denn die große Schau stand noch bevor.

Es war das »All«!

Zunächst einmal begann eine Anlaufstrecke. Die Bahn wurde wieder beschleunigt. Eine Erhebung erschien, die sie ziemlich schnell nahm. Danach kam eine Doppelkurve, in der die Leute noch einmal kräftig durchgeschüttelt wurden, und anschließend begann wieder ein Aufstieg.

Kamikaze hockte neben dem Chinesen und atmete pumpend. Er sprach nichts, nur sein Brustkasten hob und senkte sich, während über seine dicken Lippen der Atem strömte.

Suko ließ er nie aus den Augen. Deshalb hütete sich der Inspektor auch, seine Waffe zu ziehen. Er hielt seine Hände so, daß sie von Kamikaze gesehen werden konnten.

»Ich töte dich noch!« versprach der Killer. »Dieser Park gehört uns, verstanden?«

»Nein. Wieso euch?«

»Wir kontrollieren ihn durch den Würfel und können ihn zu einer Hölle machen. Das hat Samaran versprochen.«

Sie konnten sich relativ gut verstehen, weil sie von wenig Fahrgeräuschen begleitet wurden und sich die Unterhaltung der hinter ihnen sitzenden Personen in Grenzen hielt.

Suko lächelte schmal. »Wenn er gegen John Sinclair ankommt, will ich das wohl glauben.«

»Sinclair und de Valois werden sich fügen müssen. Wir halten die Trümpfe fest. Durch den Würfel verfolgt Samaran genau Sinclairs Weg und wahrscheinlich auch unseren. Wir stehen unter Kontrolle, Chink. Mach dich auf etwas gefaßt!«

Suko blieb gelassen. Das Knochengesicht Kamikazes widerte ihn an. Sollte er die Fahrt überstehen, war es noch immer fraglich, ob er Kamikaze überhaupt aus dem Zug bekommen konnte. Schließlich befanden sich dort, wo die Bahn anhielt, auch zahlreiche Menschen.

Für ihn ideale Geiseln…

Es sah nicht gut aus. Suko mußte aber überleben!

Kamikaze ließ seine Blicke an Sukos Gestalt entlanggleiten, als suche er einen Punkt, wo er ansetzen konnte. Der Inspektor wich dem Blick nicht aus. So fixierten sie sich, und beide trugen noch Waffen bei sich. Kamikaze war bestimmt mit mehreren Messern ausgerüstet und sicherlich auch mit einem Revolver. Stellte sich nur die Frage, ob es ihm durch die Haltung des Sperrbügels auch gelang, an die Waffen heranzukommen.

Kamikaze verzog abermals seine Lippen zu einem breiten Lächeln. In

den Augen las Suko das Mordversprechen, das er auch kurz darauf durch Worte untermauert bekam. »Die Fahrt ist noch nicht beendet, Chink. Das Schärfste kommt noch.«

»Da stehen die Chancen gleich.«

»Meinst du?«

»Sicher.«

Der Dialog verstummte, weil hinter ihnen der junge Mann anfing zu singen. Er intonierte einen Rod-Stewart-Song, nur völlig falsch, und der Text paßte auch nicht.

Unaufhaltsam näherten sie sich dem Zentrum dieser Anlage, dem »All«. Und wieder schien jemand die Kontrolle über die Fahrgäste bekommen zu haben. Sie waren plötzlich ruhiger geworden.

Da sang niemand mehr, keiner schrie. Wenn geredet wurde, nur flüsternd, und die gespannte Erwartung lag über der Bahn wie eine unsichtbare Glocke.

Das Tempo nahm zu.

Zwar bewegten sie sich noch auf einer Geraden, aber sie bekamen einen harten Schub, und der Fahrtwind preßte sich in ihre Gesichter, wo die Haare flatterten und in die Höhe wirbelten.

Hände krampften sich um die Haltestangen, Gesichter wurden bleicher als sonst. Augen vergrößerten sich, und ein jeder wollte einen Blick auf die große Kugel erhaschen, in die sie hineinschießen würden.

Ein mächtiges Gebilde.

Wie es darin aussah, wußten auch diejenigen nicht zu sagen, die die Strecke schon einmal gefahren waren. Zu viele Eindrücke stürmten auf die Besucher ein, so daß sie kaum nachdenken konnten, ob sie sich nun bergauf, bergab oder in einer Spirale bewegten.

Dafür nahm sie dann der Himmel auf oder das All.

Noch war es nicht soweit, aber die Wagen bekamen Schub. In einer leichten Kurve wurden sie noch einmal beschleunigt. Suko und Kamikaze konnten bereits die dunkle Öffnung erkennen. Diesmal war sie anders als bei dem ersten Tunnel.

Viel breiter gebaut, mächtiger, und sie sahen auch nicht, wo die Schienen herliefen.

Noch wenige Yards…

Kamikaze grinste kalt. Suko war sicher, daß er es noch einmal versuchen würde. In der absoluten Finsternis des »Alls« würde er seine Chance suchen.

»Wir fliegen zu den Sternen!« rief jemand. »Wir fliegen hinaus und werden uns nicht mehr sehen. Freunde, bereitet euch auf das Ende vor…«

Niemand lachte, keiner gab einen Kommentar. Die Spannung war einfach zu dicht.

»Paß nur auf!« versprach Kamikaze flüsternd. »Ich werde dich packen!«

Suko schwieg. Er konzentrierte sich, hörte das summende Geräusch, mit dem die Wagen über die Schienen glitten und noch einmal an Geschwindigkeit gewannen.

Im nächsten Augenblick waren sie drin.

Dunkelheit, der Sternenhimmel, das Tempo wurde abermals erhöht. Kamikaze war der einzige, der häßlich lachte. Einen Moment später war alles anders. Da hatte jeder das Gefühl, abzuheben und hineinzuschießen in die ewige Kälte und Dunkelheit des Weltalls…

***

Mein ungutes Gefühl verstärkte sich beim Einfahren in die unterirdische Grottenanlage. Gleichzeitig gab ich zu, einen Fehler gemacht zu haben. Ich hätte nicht mit dem Zug fahren sollen. Wenn Samaran einen Überfall plante, befanden sich einfach zu viele Unschuldige in meiner unmittelbaren Nähe, die er als Geiseln nehmen konnte.

Davon sagte ich meiner Begleiterin nichts.

Es wurde dunkler, aber nicht finster. Das geheimnisvolle Licht einer unterirdischen Welt umgab uns. Grünfahles Leuchten, als würden wir durch eine Wand aus Wasser rollen. In der Tat hörte ich das Rauschen und schaute nach vorn.

Marsha Devine bemerkte meinen Blick. »Warten Sie es ab, John, wir werden gleich daran vorbeifahren.«

»Woran?«

»An einem Meer.«

Ich stellte eine dumme Frage. »Mit echtem Wasser?«

Sie lachte das »Ja« der Antwort.

Ich ließ mich überraschen. In der Tat erschien plötzlich eine Wasserwand neben uns. Es war ein fantastisches Bild. Das Wasser bewegte sich hinter einer Scheibe, die allerdings so dünn war, daß sie von den Fahrgästen kaum wahrgenommen wurde und man das Gefühl haben konnte, neben einer senkrecht stehenden Wasserwand entlangzufahren.

Es war ein herrliches Bild, denn das Wasser war nicht leer. Ich sah Fische heranschwimmen, die aus ihren neugierigen, aufgerissenen Glotzaugen die Besucher anstarrten.

Sie waren echt.

Nicht die Schiffe am Grund.

Gesunkene und mit Goldschätzen beladene Galeonen. Die Schatzkisten lagen zumeist an Deck oder auf dem Grund zwischen den Trümmern. Keine einzige war noch geschlossen. Weit offen standen die Deckel, so daß jeder hineinschauen konnte, das Gold, die Perlen

und das wertvolle Geschmeide sah, das sich in den Kisten befand.

Die durch das Wasser schwimmenden Leichen hingen an dünnen Fäden. Puppenartige Gestalten, manche noch mit der Kleidung der Piraten versehen. Wenn sie sich drehten und die Besucher anstarrten, sahen die Leute oft in schrecklich verzerrte Gesichter und auf Körper, die große Stich- oder Hiebwunden zeigten.

Die Unterwasserwelt blieb, sie wechselte nur das Motiv. Neptun wurde gezeigt, der auf einem Muschelthron saß, seinen Dreizack festhielt, von Nymphen umschwommen wurde und die Waffe drohend gegen die Zuschauer schwang.

Man konnte tatsächlich das Gefühl haben, als würden die Wassermassen jeden Augenblick nach vorn drängen und über dem Zug zusammenfallen. Falls Samaran tatsächlich die Kontrolle über Adventure World übernommen hatte, war das für ihn eine Kleinigkeit.

Auch unsere Gesichter hatten einen fahlen Schein bekommen.

Den Kindern gefiel diese Welt am besten. Sie konnten nicht genug fragen und stießen ihre Eltern immer wieder an, um die entsprechenden Antworten zu bekommen.

Auch die schönste Unterwasserwelt hat einmal ein Ende, und ich atmete auf, als wir ein anderes Gelände erreichten. Die Hosteß kam und fragte nach unseren Wünschen.

Marsha bestellte für sich und mich Saft. »Na?« fragte sie, als sich die Wagenschlange in eine Kurve legte, »wie hat es Ihnen gefallen, John?«

»Bisher war es beeindruckend. Und wo geraten wir jetzt hin?«

»In den Orient. Märchen aus 1001 Nacht. Das ist ein besonderes Erlebnis, besonders für Kinder, wenn sie plötzlich die fliegenden Teppiche oder die gefährlichen Ungeheuer sehen.«

Ich runzelte die Stirn und verengte ein wenig die Augen, da die Farbe des Lichts wechselte. Es nahm einen violetten Ton an, der sich auch auf unsere Gesichter legte.

»Es ist der Beginn des Wunderlandes«, erklärte mir Marsha.

Und schon bald wechselte das Bild.

Rechts und links weitete sich das Gelände. Felswände erschienen, in die gewaltige Grotten hineingeschlagen worden waren, wo wir die Szenen sahen, die man als Jugendlicher in den Büchern gelesen hatte.

Ali Baba und die 40 Räuber waren in Lebensgröße ebenso vertreten, wie Aladin, der seine Wunderlampe festhielt. Eine Grotte zeigte den Helden Sindbad, wie er, an Bord eines Schiffes stehend, gegen eine aus dem Meer hervorstoßende Seeschlange kämpfte und dabei war, ihr den Kopf abzuhacken.

Über ihm schwebte ein drachenähnlicher Vogel, der seine Schwingen ausgebreitet hatte.

Wir fuhren sehr langsam. Jeder konnte die Eindrücke aufnehmen.

Die einzelnen Bilder und Szenen waren auf die beiden verschiedenen

Seiten der Felswände verteilt. So sahen alle etwas, egal, wo sie ihren Platz hatten.

Marsha lächelte. »Ist das nicht toll gemacht, John? Und dann das immer anders wirkende Licht in den Grotten. Ich finde es spannend, durch die Grotten zu fahren.«

»Sicher.«

Sie runzelte die Stirn und beugte sich vor. »Was haben Sie? So ernst ist kein Fahrgast.«

»Ich mußte an Samaran denken. Wenn er den Park unter seine magische Kontrolle gebracht hat, kann uns noch einiges bevorstehen, bevor wir die Höhle des Götzen erreicht haben. Denken Sie an den Mordanschlag vorhin.«

Marsha verzog zweifelnd das Gesicht. »Sehen Sie da nicht ein wenig zu schwarz?«

»Fragen Sie Ihren Boß.«

»Sicher, er hat seine Probleme. Ich hoffe auch, daß wir Baby finden können. Dennoch bin ich der Typ, der mehr im Augenblick lebt und nicht an die Zukunft denkt. Wenn ich diese Bilder sehe, kann ich mich trotzdem daran erfreuen.«

»Das ist eine gesunde Einstellung, die ich aus beruflichen Gründen leider nicht mit Ihnen teilen kann.«

»Verstehe schon.«

Wir hörten einen Jubelschrei. Die Kinder waren aus dem Häuschen, als sie sahen, daß von irgendwoher ein fliegender Teppich durch die Luft raste. Auf ihm hockte im Schneidersitz ein gefährlich aussehender Mann mit einem dunklen Bart, nacktem Oberkörper und zwei Schwertern in den Händen, die er ausgestreckt hielt.

Er kam auf uns zu.

Auch Marsha hatte sich gedreht. »Wissen Sie, wer das ist?«

»Nein.«

»Der Großwesir eines Sultans. Ein Verfluchter, ein Ausgestoßener, der, glaubt man der Sage, für immer dafür verdammt ist, auf einem fliegenden Teppich durch die Zeiten zu segeln.«

»Aha.« Ich behielt den Großwesir im Auge. Er zog weiterhin seine Kreise und hatte die Richtung geändert. Immer wenn er in einen Lichtstrahl hineinglitt, blitzten beide Klingen auf.

Plötzlich standen wir.

Zuerst fiel es nicht auf, bis ich es merkte und Marsha Devine anstieß. »Ist das normal!«

»Wie?« Ihr war noch nichts aufgefallen.

»Wir stehen.«

Sie zögerte mit einer Antwort. »Tatsächlich, jetzt merke ich es auch.«

Am Klang ihrer Stimme erkannte ich, daß dieser Stopp nicht normal war, und mich wunderte es. Die anderen Fahrgäste dachten sich nichts

dabei. Ich brachte die Tatsache automatisch mit Akim Samaran in Verbindung.

Marsha erhob sich. »Ich frage mal die Hosteß.«

Ich blieb sitzen, denn mein Augenmerk richtete sich auf den Großwesir mit dem fliegenden Teppich. Er hatte sich dem Zug genähert und visierte uns an.

Sollte das der zweite Mordversuch werden?

Ich mußte damit rechnen.

Wenn er mich aufs Korn nahm, würde er auch in den offenen Wagen hineinfliegen, und dort saßen wir nicht allein. Unschuldige konnten in Gefahr geraten.

Kurz entschlossen stand ich auf und verließ den Wagen.

Die Schienen liefen über Felsgestein, während die Wände rechts und links nachgebaut worden waren. Mein Blick glitt am Zug entlang nach vorn. Jemand beschwerte sich über mich, weil das Aussteigen verboten war. Darum konnte ich mich nicht kümmern.

Ich mußte den Großwesir stellen.

Er kam.

Plötzlich wurde er schnell. Er war nur ein nachgebauter Mensch, eine Puppe, die auf dem Teppich saß, aber konnten Puppen das Gesicht verziehen?

Vielleicht durch eine ferngelenkte Elektronik. Hier aber hatte ich es mit Magie zu tun.

Er war da.

Und stach zu.

Mit beiden Schwertern gleichzeitig, die er mir rechts und links in den Körper rammen wollte. Ich ließ mich auf die Knie fallen, entging den Stichen und rollte mich gleichzeitig einige Male um die Achse, während er einen weiteren Angriff flog.

Da hatte ich schon meine Waffe gezogen.

Vor den weitaufgerissenen Augen der übrigen Fahrgäste drückte ich ab und jagte diesem Großwesir eine Kugel entgegen. Das geweihte Silber traf voll ins Ziel.

Von einem Augenblick zum anderen wurde sein Flug unterbrochen. Er hatte das Geschoß auffangen können. Es steckte in seinem Körper, der magisch aufgeladen war. Das bekam ich einen Moment später zu sehen, als er von einem hellen Strahlen umhüllt wurde, bevor er zusammensackte, verpuffte und eine dünne Rauchwolke über dem fliegenden Teppich stand.

Das war einmal ein Großwesir gewesen.

Ich schüttelte den Kopf und schaute zu, wie die Reste vom Teppich kippten.

Es waren Staub, auch Knochen, sogar einige Drähte und Module.

Für mich der Beweis, daß Magie und Technik eine Verbindung

eingegangen waren.
Dafür hatte Samaran gesorgt.
Ich schaute noch auf den schaukelnden Teppich und besah mir die Waffen. Es waren Messingschwerter, die hätten einen Menschen töten können.
Bisher hatte der Schreck die Passagiere gelähmt. Nun reagierten sie. Man beschimpfte mich, man schrie nach der Polizei, einige wollten sich auf mich stürzen. Es war die Rede von Sachbeschädigung, und ich wurde auch als Spielverderber bezeichnet.
Vom ersten Wagen her kam jemand angerannt. Es war der Fahrer, das erkannte ich an seiner Uniform. Er war so wütend, daß er sich gleich auf mich stürzte und meinen Kragen zusammendrehen wollte. Ich schlug zweimal kurz zu, dann hatte ich ihn mir vom Hals geschafft.
Er fluchte.
»Machen Sie es, Marsha.«
Sie redete auf ihn ein. Der Fahrer nickte ein paarmal. Ich hörte, wie Marsha ihn bat, die Fahrt fortzusetzen. Wegen dieser Lappalie sollte die Reise nicht unterbrochen werden.
Ich hatte mich ein wenig abseits aufgebaut, da ich neugierigen Fragen aus dem Weg gehen wollte.
Marsha regelte alles. Zusammen mit der Hosteß konnte sie die Leute beruhigen und wartete, bis sich der Zug wieder in Bewegung setzte. Erst dann kam sie zu mir.
»Puh, das war hart.«
»Sie sagen es.«
»Und das mußte sein?« fragte sie mich.
Ich deutete auf die Reste. »Schauen Sie sich das Zeug an. Diese Figur hat gelebt. Akim Samaran ist es gelungen, sie durch seine Magie so zu erwecken.«
»Ist er denn so mächtig?« fragte sie zweifelnd.
»Ja, das ist er.«
»Und wie wollen wir oder wollen Sie gegen ihn ankommen, John?«
»Indem wir ihn suchen und finden.«
»Wo denn?«
»Wahrscheinlich in der Höhle. Ist es noch weit? Wir müssen zu Fuß dorthin.«
»Nein«, sagte Marsha, »nicht zu Fuß. Wir nehmen den nächsten Zug, der hier vorbeikommt.«
»Dagegen habe ich etwas. Noch einmal möchte ich keine Unschuldigen in Gefahr bringen.«
»Wenn Sie das so sehen.«
Ich schaute mich um. Einige Grotten lagen frei in meinem Blickfeld. Die menschengroßen und lebensechten Gestalten bewegten sich so wie

auch im normalen Leben. Dafür mußte eine hervorragend gesteuerte Elektronik sorgen, aber wer von diesen Gestalten war inzwischen magisch beeinflußt und wer nicht?

Marsha blickte mich fragend an. Sie merkte, daß ich etwas sagen wollte.

»Hören Sie zu, Mädchen! Hier muß es doch irgendwie Notausgänge geben…«

»Stimmt.«

»Kennen Sie die?«

»Ich hoffe. Meist sind die Hostessen da besser ausgebildet. Es ist nicht mein Job, wissen Sie.«

»Natürlich. Nur erst mal raus hier.«

»Im Notfall können wir auch noch zurücklaufen«, schlug sie vor.

»Wirklich nur im Notfall. Wir würden zuviel verlieren, glauben Sie mir.«

Nach dieser Antwort begaben wir uns auf die Suche nach dem Notausgang. Wir blieben in einer künstlichen, dennoch echt wirkenden Welt, die mich faszinierte.

Als normale Menschen und lebende Personen bewegten wir uns an den Figuren vorbei, die in den Nischen standen. Marsha ging vor. Sie hatte mir erklärt, daß man den oder die Notausgänge auch von den einzelnen Nischen aus erreichen konnte.

Wir befanden uns in einer, die mit einer Geschichte ausgefüllt war, die mich an Schneewittchen erinnerte, denn in einem gläsernen Sarg lag ein junges Mädchen. Nur besaß dieses hier im Gegensatz zu dem bekannten Schneewittchen spitze Vampirzähne und zeigte sie auch. In gewissen Intervallen öffnete sich der Sargdeckel, und das Vampir-Mädchen richtete sich auf, um sofort von zwei gemein und verschlagen aussehenden Burschen gepfählt zu werden.

Die Umgebung war das düstere Zimmer eines alten Hauses, durch das auch wir uns jetzt bewegten und sehr nahe auch an den beiden Pfählern vorbeikamen.

Die hoben ihre Arme. Der Sargdeckel öffnete sich. Sogar ein schleifendes Gerausch und ein leises Quietschen waren zft vernehmen, als er zur Seite kippte.

Ich hatte die beiden Pfähler schon fast passiert und vernahm auch Marshas Ruf, als ich noch einmal zurückblickte.

Das war mein Glück.

Beide Figuren hatten sich so gedreht, daß sie mir ihre Pfähle in den Rücken stoßen konnten.

Ich sprang sofort zur Seite. Die Dinger verfehlten mich, aber ich hatte trotzdem Pech, stolperte, fiel zur Seite, direkt vor den Sarg, aus dem sich das Vampir-Mädchen erhob.

Es faßte mich an.

Verdammt, die Kleine lebte auch. Ob sie nun mein Blut tatsächlich wollte, wußte ich nicht, jedenfalls hielt sie mich mit ihren künstlichen Fingern am Gelenk fest und wollte sich an mir in die Höhe ziehen.

Marsha rief meinen Namen. Um sie konnte ich mich nicht kümmern, denn die beiden anderen Gestalten wollten mich ebenfalls zwischen die Finger kriegen.

Sie wurden von Akim Samaran geleitet und standen voll unter seiner Kontrolle. Das war mir jetzt klargeworden.

Ich stemmte mich hoch. Die Hand des Vampir-Mädchens rutschte ab. Ich wich gleichzeitig einem Pfahlstoß aus und bekam den Typ an den Hüften zu packen.

Wütend schmetterte ich ihn gegen den zweiten.

Der konnte die Balance nicht mehr halten. Beide krachten zu Boden und ausgerechnet in einen der drei Scheinwerfer hinein, der unter dem Druck der Körper splitternd zerbrach.

Es wurde dunkler.

Wieder rief Marsha mich.

Diesmal ging ich zu ihr, blieb aber sofort stehen und holte den Würfel hervor.

»Was machen Sie, John?«

»Passen Sie genau auf«, erklärte ich zischend und ließ die beiden hochkommen.

Ich konzentrierte mich. Würde der Würfel sie ebenso leicht vernichten wie das Skelett?

Ja, er schaffte es.

Es waren für ihn Kleinigkeiten. Die beiden Gestalten tanzten plötzlich zur Seite, bevor sie zu Boden sackten und dort zerplatzten, als wären sie mit kleinen Bomben gespickt gewesen.

Und auch das Vampir-Schneewittchen fand sein Ende im Glassarg.

»Das war's«, sagte ich.

Marsha stand neben mir und schüttelte den Kopf. Sie wußte nicht, was sie noch sagen sollte, und konnte nur staunen. »Wie haben Sie das gemacht?« fragte sie nach einer Weile.

»Nicht ich, meine Liebe, es war der Würfel, den ich zwischen den Händen halte.«

Sie staunte auch weiterhin. »Besitzt Samaran ebenfalls einen solchen Würfel?«

»Das wissen Sie doch!«

»Und welcher ist stärker?«

Eine sehr gute Frage hatte sie mir gestellt. Nur konnte ich darauf keine Antwort geben. »Ich weiß es leider nicht. Vielleicht sind beide gleichstark, ja, so müßte es eigentlich sein.«

»Dann brauchten Sie sich ja vor Samaran nicht allzusehr zu fürchten – oder?«

»So kann man es sehen«, gab ich lächelnd zur Antwort. »Nur dürfen Sie ihn nicht mit mir vergleichen. Samaran ist zwar ein Mensch, dennoch ein Teufel. Er dient gefährlichen schwarzmagischen Mächten, und die haben ihn auch stark gemacht.«

»Dann gibt es so welche tatsächlich?«

»Leider ja.« Ich schaute auf meine Uhr. »Wie lange werden wir denn noch unterwegs sein, bis wir die Höhle erreicht haben?«

»Wir müssen erst hier raus.«

»Haben Sie den Notausgang gefunden?«

»Sicher.«

Er lag ziemlich versteckt, ebenso wie das Hinweisschild, das wohl nur die Hosteß kannte und von den Fahrgästen übersehen wurde.

Marsha lief vor. Sie fand eine schmale Tür, drückte sie auf, und wir tauchten in einen spärlich erleuchteten Tunnel.

Hinter mir zog ich die Tür wieder zu. »Haben Sie eine Ahnung, Marsha, wo dieser Gang hinführt?«

»Zumindest ins Freie. Ich bin ihn noch nie gegangen. Wir müßten irgendwo im Park herauskommen und es dann auch nicht weit bis zur Götzenhöhle haben.«

Ihre Worte waren das Startsignal. Der Gang war gut ausgebaut.

Es brannte auch Licht, das uns den Weg wies. Aus welchem Material die Wände bestanden, wußte ich nicht. Wahrscheinlich war es irgendeine Kunststoffmischung. Niemand begegnete uns. Mir kam es fast vor, als hätte Samaran diesen Gang vergessen.

Aber nur fast.

Denn plötzlich war er da.

Ziemlich weit vor uns noch und wie aus dem Nichts erschienen, hielt er sich an einer Krümmung auf, stand direkt unter einer Deckenleuchte und hielt den Würfel des Unheils in den Händen…

***

Auch wir stoppten.

Marsha begriff sofort. »Ist er das?« fragte sie.

»Ja, Sie müßten ihn doch erkannt haben. Schließlich war er in Ihrem Büro.«

»Ich meine ja den roten Gegenstand in seinen Händen.«

»Das ist der echte Würfel des Unheils.«

Über den Körper meiner Begleiterin lief eine Gänsehaut. Unter Umständen auch durch meine Stimme verursacht, denn ich hatte meine Antwort raunend gegeben.

Schon einmal hatten wir uns so gegenübergestanden und versucht, die Würfel einzusetzen. Es war zu keinem Resultat gekommen, weil sich ihre Kräfte gegenseitig aufhoben.

»Willkommen in Adventure World!« hörte ich die Stimme meines

Feindes durch den Gang hallen. »Du hast also auch die Spur der de Valois gefunden, wie ich sehe.«

»Es war nicht einmal schwer.«

»Das weiß ich.«

»Wo steckt die junge Frau?«

Er lachte mich aus. »Du glaubst doch nicht im Ernst, daß ich dir das zustecke? Nein, Sinclair, sie ist mein Trumpf, mein Pfand. Durch sie ist gewährleistet, daß sich Hugo de Valois auch richtig für meine Belange einsetzt. Ich werde die Spur finden, das schwöre ich dir. Die Spur der alten Templer-Ritter, und ich werde auch herausfinden, was es mit dem Gral auf sich hat.«

»Das hattest du bei unserer letzten Begegnung auch vor. Wir werden sehen, wer von uns Sieger bleibt.«

»Du nicht!«

»Was macht dich so sicher?«

»Weil mir der Park gehört. Er steht unter meiner Kontrolle. Ich kann ihn verändern, und das werde ich dir gleich beweisen. Diese Grotten sind ein beliebtes Ziel. Wunderbar nachgebaut, fast zu schön, um sie zu zerstören. Leider kann ich mir diese Sentimentalitäten nicht erlauben. Ich werde sie einstürzen lassen. Der Würfel gibt mir die Macht, er gibt mir die Kraft. Ich herrsche!«

Bisher hatte ich den zweiten Würfel so gehalten, daß die Sicht auf ihn durch Marsha verdeckt wurde. Nun trat ich einen Schritt zur Seite, hob meine Arme, und Samaran mußte den Würfel zwischen meinen Händen einfach sehen.

»Du kennst ihn, nicht?« rief ich ihm entgegen und sah trotz der Distanz, daß er zusammenzuckte. »Versuch es, Samaran. Versuche, diese Höhle zum Einsturz zu bringen und alles unter den Trümmern zu begraben. Ich halte dagegen!«

Er überlegte. Auch seine Macht, mochte sie noch so groß erscheinen, war begrenzt. Und er wußte auch, daß er den Würfel nicht für sich allein behalten konnte. Wenn es dem Spuk gefiel, nahm er ihn wieder an sich, und Samaran hatte das Nachsehen. So stand er in einer permanenten und starken Abhängigkeit zu diesem letzten der Großen Alten, dem gefährlichen Spuk eben.

Daß ich den Würfel in meinem Besitz hatte, hätte ihn eigentlich nicht überraschen können. Trotzdem stand er da wie eine Eins, ohne sich vom Fleck zu rühren oder etwas zu unternehmen.

Jetzt hätte ich die Chance gehabt, ihn kampfunfähig zu schießen.

Die Beretta trug ich bei mir, die Entfernung zwischen uns war noch günstig, und so zog ich die Waffe, wobei ich den Würfel auf die linke Handfläche legte.

Ich ging vor. Marsha mußte zurückbleiben, und Samaran konnte die Pistole erkennen.

»Du stehst vor der Mündung«, sagte ich. »Laß den Würfel fallen!«
Er lachte mich aus. »Willst du tatsächlich schießen?«
»Es ist kein Bluff.«
»Dann tu es!«
Seine Sicherheit verunsicherte mich. Ich schielte auf meinen Quader. In dessen Innern tat sich etwas. Die feinen Schlieren waren in Bewegung geraten. Sie kreisten, sie wellten sich, sie peitschten voran, und ich rechnete damit, daß sie auf diese Art und Weise sich gegen eine andere Kraft anstemmten.
»Nun, Sinclair?«
Da schoß ich.
Und ich wußte gleich, als ich abgedrückt hatte, daß es Munitionsverschwendung gewesen war. Nicht umsonst hielt Akim Samaran den Würfel fest, der auch ihn schützte, so daß ich keine Chance hatte, mit einer Kugel durchzukommen.
So war es auch.
Der Würfel fing das geweihte Silbergeschoß auf wie ein Angler den Fisch mit seinem ausgeworfenen Netz.
Nichts war mehr von dem Geschoß zu sehen.
Samaran hatte seinen Spaß. »Willst du noch einmal feuern, Sinclair? Los, schieß alle Kugeln raus! Ich bitte dich sogar darum.« Es waren vorerst seine letzten Worte, die er mir entgegenschleuderte, denn als ich startete, lief auch er.
Samaran war schneller. Ich erreichte die Kurve, in der er gestanden hatte, und sah ihn nicht mehr. Dafür die nach oben führende Steintreppe, die vor einer Tür endete.
Marsha kam zu mir gelaufen. Sie atmete heftig. »Meine Güte«, sagte sie. »Das ging gerade noch einmal gut. Was wäre geschehen, wenn Sie den Würfel nicht gehabt hätten?«
Ich stand schon auf den ersten Stufen. »Dann wären wir wahrscheinlich tot. So einfach ist das. Dieser Mensch kennt kein Pardon.«
Eine graue Eisentür versperrte mir den Weg. Über ihr hing eine nach unten gebogene Lampe. Die Tür war offen.
Ich schaute auf die Rückwand einer fahrbaren Toilettenanlage und sah auch die zahlreichen Menschen, die über einen in der Nähe verlaufenden Weg schritten.
Keine Chance mehr, Samaran zu finden.
Aufatmend traten wir ins Freie. Dieses Grottenabenteuer hatten wir gut überstanden. Es war auch vorteilhaft gewesen, daß wir nicht weitergefahren waren. Schlimmes hätte mit uns und den Menschen im Zug noch passieren können.
Erschöpft lehnte sich Marsha gegen einen Baumstamm. Das Gesicht und ihre Kleidung zeigten Schweißflecken. Sie strich sich die Haare

zurück. »Hätte nie gedacht, daß es so anstrengend ist, mit Ihnen unterwegs zu sein. Ich kann mir vorstellen, daß Sie Junggeselle bleiben wollen. Die Frau an Ihrer Seite hätte es nicht einfach.«

»Das stimmt.«

»Und jetzt zum Tempel?« fragte sie.

»Ja.«

»Wissen Sie schon, was Sie dort wollen?«

Ich nickte. »Das Finale einläuten und Baby de Valois befreien…«

***

Sie war blond, noch ziemlich jung, hatte in ihrer Kindheit einige trübe Jahre erlebt, doch in der letzten Zeit hatte sie durch ihren Mann erfahren, was es heißt, in Luxus regelrecht zu baden.

Um so tiefer war ihr der Sturz vorgekommen.

Baby de Valois, die eigentlich Rita mit Vornamen hieß, verzweifelte fast an Gott und der Welt.

Man hatte sie regelrecht eingekerkert und angekettet. Dieser Hüne mit der Killervisage und dem als Pferdeschwanz gebundenen Haaren war über sie hergefallen. Er hatte ihr die Kleider vom Leib gefetzt und hätte ihr sicherlich etwas angetan, wenn der Mann mit dem Würfel nicht dazwischengekommen wäre.

Er konnte den anderen zurückhalten. Dafür hatte er sie auch höchstpersönlich an die Mauer gekettet, so daß sie sich vorkam wie eine Gefangene in einem mittelalterlichen Verlies. Aus alten Lumpen hatte man ihr einen Lendenschurz gebunden, damit sie nicht völlig bloß war, und danach war fotografiert worden.

»Für deinen Alten!« hatte der Mann mit dem Würfel lachend gesagt. Sie kannte von ihm nur den Vornamen Akim, mehr nicht.

Die Männer waren gegangen. Baby de Valois blieb allein mit ihren Gedanken, ihrer Angst und der Verzweiflung.

Sie wußte, daß sie von ihrem Mann geliebt wurde, daß er alles tun würde, um sie aus diesem menschenunwürdigen Gefängnis zu befreien. Dabei befand sie sich gar nicht mal weit von ihm entfernt.

Sogar noch in Adventure World, in einem Raum, wo Kulissen aufbewahrt wurden. Nur kam hier kaum jemand hinein, höchstens bei miesem Wetter oder wenn etwas ausgebessert werden mußte.

Wann passierte das schon mal?

Im Sommer nie. Bis sie hier entdeckt wurde, konnte sie schon längst verhungert sein.

Einmal war Samaran gekommen und hatte ihr etwas zu trinken gebracht. Wie er die Schale mit dem kalten Wasser an ihre Lippen gehalten hatte, war für sie abermals entwürdigend gewesen, aber sie hatte getrunken. Der Durst war stärker als ihr Stolz.

Nun vegetierte sie dahin. Angekettet wie eine alte Hexe, die kurz vor

dem Transport zum Scheiterhaufen steht. Draußen schien heiß die Florida-Sonne. Sie brannte auch auf das Dach ihres Gefängnisses, und Baby de Valois spürte, daß die Luft sich immer stärker aufheizte und schlechter wurde.

Zum Glück ließen ihr die Ketten so viel Spielraum, daß sie sich auch hinsetzen konnte. Vom langen Stehen wurden ihre Beine schwer, sie selbst verlor dabei immer mehr Kraft, und die Angst saß wie ein dicker Druck in ihrem Magen.

Manchmal hatte sie auch geweint. Um Hilfe konnte sie nicht schreien. Die Kehle war einfach zu rauh geworden. Sie brachte nur noch krächzende Worte hervor.

Die Intervalle zwischen Sitzen und Stehen wechselten immer häufiger. Wieder einmal ließ sie sich auf die Knie fallen, und ihre Bewegung wurde vom Rasseln der Ketten begleitet. An die Geräusche hatte sie sich mittlerweile gewöhnt, nicht aber an die harte Erde, den muffigen Geruch und die schlechte Luft.

Baby de Valois war es gewohnt, nicht allein zu leben, sondern zu residieren oder Hof zu halten. Sie besaß Personal, das sich um alles kümmerte.

Wenn sie baden wollte, floß das Wasser aus vergoldeten Kränen in die Marmorwannen der Bäder. Ein Mädchen war abgestellt, das sich um Ritas Körper kümmerte. Sie brauchte nicht einen einzigen Zehennagel zu schneiden, und ihr Wasser in den Luxusbädern war angereichert mit hautfreundlichen Ölen und Essenzen.

Schweißgeruch kannte sie kaum.

Nun nahm sie ihn wahr. Ihren eigenen sogar. Und sie ekelte sich davor, denn dieser Geruch erinnerte sie wieder an die schlechten Tage ihrer eigenen Kindheit.

Zwar trug sie noch ihre Uhr, nur hatte sie es sich abgewöhnt, auf das Zifferblatt zu schauen. Was spielte es schon für eine Rolle, ob es Tag oder Nacht war?

Wieder einmal hörte sie ein bekanntes Geräusch. Es war das Quietschen einer Tür.

Baby de Valois richtete sich diesmal nicht auf. Sie blieb sitzen und spürte den Schmerz an ihren Handgelenken, wo sie sich durch die rauhen Kettenmanschetten die Haut aufgescheuert hatte.

Jemand kam.

Es war Akim Samaran, der mit schleichenden Schritten das Verlies betrat und den Lichtschalter an der Wand herumdrehte. Eine Lampe wurde unter der Decke hell, und in ihrem direkten Lichtschein blieb Akim Samaran stehen.

Babys Blick war sofort bei seinem Eintritt auf die Hände des Mannes gefallen. Voller Schrecken stellte sie fest, daß er nichts Trinkbares mitgebracht hatte. Er wollte sie also weiterhin leiden sehen und

fertigmachen.

Gemächlich schlenderte er näher und grinste spöttisch, als er sah, wie das Mädchen die Lippen zusammenpreßte. Vor ihr blieb er stehen und zog sie hoch. Sie schrie, weil durch die heftige Bewegung die Manschetten über die Haut scheuerten.

Er schaute in ihre Augen, bevor er mit flüsternder Stimme sagte:

»Ich habe mit deinem Mann gesprochen, Baby. Ich war bei ihm.«

So etwas wie ein Strahl der Kraft durchzuckte sie. »Und?« fragte sie mit bebender Stimme.

»Er weiß über dich Bescheid.«

»Was denn noch?«

»Ich habe ihm drei Tage gegeben. Wenn er bis zu deren Ablauf meine Bedingungen nicht erfüllt hat, werde ich dich als Leiche zu ihm schicken. Verstanden?«

Baby nickte. Ihr blondes Haar lag verklebt auf dem Kopf, der Kußmund zitterte, und sie mußte hart schlucken, bevor sie eine Frage stellen konnte. »Wird er Ihnen das Geld geben?«

»Ich will kein Geld.«

»Was dann?«

»Nur eine Auskunft.«

Die Frau überlegte. Sie hatte sich vorgenommen, jede Chance für eine Befreiung zu nutzen. »Welche Auskunft? Vielleicht kann ich Ihnen helfen, Mister?«

»Du?« Samaran schaute sie skeptisch an.

»Ja, ich weiß so einiges. Fragen Sie mich ruhig.«

»Es geht um die Abstammung deines Gatten. Um den Namen de Valois und die französischen Vorfahren. Bist du darüber informiert?«

Die Hoffnung brach zusammen. »Nein, das bin ich nicht.«

Samaran hob die Schultern. »Schade, dann mußt du dich doch auf deinen Alten verlassen. Bis zum nächsten Mal.« Er drehte sich um und ging.

Zurück blieb eine verzweifelte junge Frau, die zusammenbrach und weinend dem Boden entgegensank…

***

Sie stießen ins All!

Für die folgenden Sekunden vergaß Suko alles, was zuvor gewesen war, weil er sich dieser plötzlichen Faszination einfach nicht entziehen konnte. Es war der reine Irrsinn und gleichzeitig fantastisch. Nie hätte er gedacht, so etwas zu erleben.

Die perfekte Illusion wurde hier geboren, und sie hielt eine Weile an, so daß sich alle Fahrgäste mit der neuen Situation anfreunden und nur mehr staunen konnten.

Der Inspektor gehörte zu den wenigen Menschen auf der Welt, die

bereits Dimensionsreisen hinter sich gebracht hatten. So ähnlich kam er sich hier vor. Obwohl er in einem der Wagen saß, hatte er das Gefühl, ins Leere zu treten und keinen Untergrund mehr zu spüren. Leicht wie ein Ballon fühlte er sich, und er legte seinen Kopf in den Nacken, um in die Höhe schauen zu können.

Er sah einen dreidimensionalen Ausschnitt des Sternenhimmels und diesen in einer solchen Pracht, daß ihm einfach die Worte fehlten, es zu erfassen oder zu beschreiben.

Auf der dunklen, leicht gewölbten Fläche hoch über ihm schienen unzählige Diamantsplitter zu explodieren. Sie funkelten und gleißten in einer kühlen, kalten Pracht, wie man sie eigentlich nur in den völlig klaren Nächten auf der Südhalbkugel der Erde erleben konnte.

Diese Sternenpracht war tatsächlich zum Greifen nahe, so daß Suko in Versuchung geriet, seine Hand auszustrecken und nach einem der funkelnden Sterne zu fassen.

Einfach umwerfend empfand er dieses Bild.

Auch den anderen erging es so. Er hörte die geflüsterten Stimmen, die Ah's und Oh's, und dachte dann wieder daran, welch ein Hundesohn neben ihm saß.

Er war noch mit dem Gedanken beschäftigt, als der Zauber brutal gestoppt wurde.

Die Technik dieser Anlage machte allen klar, daß sie nicht schwebten und auch nicht in die Unendlichkeit des Alls hineingeschossen worden waren, sondern auf Schienen liefen.

Steil ging es ab!

Ein gellender Schrei, geboren aus zahlreichen Kehlen, hallte durch das »All«. Die Menschen klammerten sich aneinander fest, suchten Schutz, denn die Bahn wurde zu einem rasenden Werkzeug des Teufels. Sie jagte in die Tiefe, so daß jeder das Gefühl hatte, in die kompakte und endlose Dunkelheit zu fallen und nie mehr einen normalen Halt zu bekommen.

Ein hohl klingendes Pfeifen begleitete die Fahrt in die Unendlichkeit. Das Geräusch vermischte sich mit den Schreien der Personen, und als die Wagen in eine Rechtskurve gerissen wurden, bekamen es die meisten nicht einmal sofort mit. Erst als sie gegeneinanderfielen, wußten sie, daß eine neue Situation eingetreten war, auf die sie sich erst einstellen mußten.

Durch die bei der Kurvenschußfahrt entstandene Fliehkraft wurden Kamikaze und Suko an den linken Rand des Wagens gedrückt.

Kamikazes massiger Körper berührte Suko, und das hatte dieser Killer gewollt.

Mit den eigenen Händen zu töten, so etwas gehörte auch zu seinen widerlichen Stärken.

Zum Glück war es finster. Suko hatte auch ein wenig den Kopf

eingezogen. Instinktiv rechnete er mit einer Attacke seines Todfeindes, so daß Kamikaze beim ersten Versuch zwar nicht gerade ins Leere griff, seine Finger aber nicht genau den Hals des Inspektors trafen, sondern daran entlangschrammten und sogar Wunden hinterließen, die sich als krustige Streifen abzeichneten.

Leider konnte sich Suko nicht so bewegen, wie er es gern gewollt hätte. Er mußte den anderen Kräften Tribut zollen. Dennoch gelang es ihm, den rechten Arm anzuwinkeln und den Ellbogen zur Seite zu stoßen. Und zwar so heftig, daß der andere aufstöhnte, als ein weicher Teil seines Körpers getroffen wurde.

Wieder griff Kamikaze zu.

Diesmal erwischte er Sukos Kopf. Er hatte fünf Finger gespreizt und sie gegen Sukos Gesicht gepreßt. Jede einzelne Fingerkuppe bekam etwas von der Kraft des Mannes mit und drückte tief in das Fleisch an den Wangen und am Kinn ein.

Es war einfach mörderisch, und Suko mußte einsehen, daß er nur schwer aus dieser verdammten Lage herauskam, denn Kamikaze wollte ihn gleichzeitig nach hinten stoßen, damit Sukos Körper über den Rand des Wagens hinaushing.

In diesem Moment verließen sie die Kurve. Geradeaus schoß der Wagen weiter in die Finsternis hinein, die Fliehkraft verschwand, Kamikaze wurde wieder zurückgedrückt, und auch seine Klaue rutschte von Sukos Gesicht ab.

Suko schlug zu.

Er, der Karatemann, versuchte es diesmal mit einem Boxhieb. Die geballte Hand zog er von unten nach oben, hatte Glück und traf das Ziel. Es fühlte sich an, als hätte er haargenau das Kinn seines Gegners erwischt, vernahm auch ein dumpfes Geräusch und setzte eine schnell geschlagene Handkante nach.

Sie prallte ab, denn Kamikaze hatte seine Arme als Deckung vor das Gesicht gerissen.

Dann griff er an.

Den Schädel stieß er vor und erwischte damit Suko an der Stirn.

Zwar nicht voll, er schrammte am Ohr entlang, doch die Aufprallwucht war so hart, daß vor Sukos Augen Sterne aufblitzten und er das Gefühl hatte, sein Kopf würde explodieren.

Dieser Treffer machte ihm zu schaffen. Er verlor die Übersicht, seine Reaktionen erlahmten, während die rasende Fahrt weiterging.

Irgendwie mußte Kamikaze gespürt haben, was mit Suko geschehen war, denn aus seinem Mund drang ein triumphierendes Lachen.

Natürlich setzte er nach.

Und wieder erwischte er Suko.

Diesmal am Hals und an der Brust. Seine Hand tastete sich vor.

Der Inspektor spürte die harten Finger des Killers wie dicke

Spinnenbeine über seine Haut laufen, weil sie sich irgendwo festkrallen wollten, um Suko die Luft abzudrücken.

Er mußte etwas tun.

Es gelang ihm, die Arme zu heben. Er fühlte nach den Fingern des anderen, fand sie auch, als beide Männer einen Schlag bekamen, ein gewaltiger Schrei durch die Dunkelheit toste, denn der Wagen hatte sich steil aufgerichtet.

Er raste in einen Kreis hinein. So schnell, so rasant, daß die meisten es erst merkten, als sie etwa für eine halbe Sekunde auf dem Kopf standen und anschließend in einer mörderischen Geschwindigkeit in die Tiefe jagten.

Das überstand auch Kamikaze nicht. Die physikalischen Kräfte waren einfach stärker als seine körperlichen. Er wurde zurückkatapultiert, löste seine Finger von Sukos Hals und mußte sich erst mit der neuen Lage zurechtfinden.

Dies gab dem Inspektor Zeit.

Das Überschlagrad hatten sie verlassen. Es ging geradeaus, aber kaum weniger schnell weiter, und Suko setzte mit der Linken zu einem Halbkreisschlag an, der auch traf.

Sein Handrücken mußte Kamikaze erwischt haben, denn Suko hörte ihn wild fluchen.

Und wieder änderte sich das Fahrverhalten.

Plötzlich drehten sie sich im Kreis. Es waren sehr schnelle Drehungen, die ihnen das Gehirn fast aus dem Schädel drückten.

Gleichzeitig jagten sie mit einer ungeheuer starken Geschwindigkeit weiter, und Suko konnte für einen Moment keinen klaren Gedanken fassen.

Sie mußten sich jetzt in der Todesröhre befinden, einem Tunnel, der das Ende der rasenden Fahrt ankündigte. Ohne Übergang wurde es plötzlich hell.

Hatten sie beim Eintritt das Gefühl gehabt, in das All und die Finsternis zu fliegen, so jagten sie jetzt der hellen Florida-Sonne entgegen, die noch immer am Himmel stand und ein Beweis dafür war, daß alle, die sie sehen konnten, die Fahrt gut überstanden hatten.

Das Tempo wurde in den folgenden Sekunden geringer, die Wagen rollten allmählich aus und glitten in eine sanfte Kurve hinein, deren Bogen sie dorthin führte, wo die Metallschlange endgültig stoppte und man aussteigen konnte.

Die letzte halbe Minute wurde von allen Fahrgästen dazu benutzt, sich zu erholen.

Die meisten von ihnen waren leichenblaß. Nur einige ganz verwegene Burschen in den hinteren Sitzreihen hatten noch die Arme hochgerissen und klatschten begeistert.

Alle anderen waren über das Ende der Fahrt froh.

In gewisser Hinsicht auch Suko. Zu Beginn der Fahrt hatte ihm Kamikaze den Tod versprochen, jetzt, am Ende, lebte Suko noch.

Und Kamikaze ebenfalls.

Er drehte Suko sein Gesicht zu. Es hatte sich verändert. Zwar stand in den Augen noch immer der gleiche Haß zu lesen, aber Sukos letzter Treffer hatte Kamikaze arg erwischt. Seine Nase saß schief, und aus dem linken Nasenloch rann ein feiner Blutstreifen, der seinen Weg über die Lippen bis zum Kinn gefunden hatte.

»Wir sind noch nicht fertig!« versprach Kamikaze.

Das glaubte ihm Suko aufs Wort. Es kam nun darauf an, wer von ihnen am schnellsten reagierte.

Der Killer suchte bereits nach einem Ausweg. Sein Blick irrlichterte. Er hatte nur noch Sekunden, dann kam die kleine Bahn endgültig zum Stehen, und die Sicherheitsgriffe würden sich lösen.

Beide belauerten sich gegenseitig.

Und beide hatten etwas abbekommen.

Kamikaze blutete aus der Nase, Suko blutete zwar nicht, aber die dunklen Flecken im Gesicht und die roten Striemen am Hals redeten eine deutliche Sprache. Zudem durfte er auch den Schmerz in seinem Schädel nicht unterschätzen.

Die beiden hinter ihnen fanden wieder ihre Sprache zurück. Der Junge begann großspurig von einer affengeilen Reise zu reden, die er zehnmal hintereinander machen könnte.

Seine Freundin ging darauf nicht ein. Sie kannte ihn mittlerweile wohl besser.

Ein kleiner Bahnsteig erschien. Zu beiden Seiten durch Gitter abgetrennt. Helfer standen bereit, um die Gäste in Empfang zu nehmen und sie eventuell auch zu betreuen.

Nicht immer überstanden alle die Fahrt heil, manchen wurde es doch sehr flau im Magen.

Suko kam sich vor wie in einer Zeitlupenszene. Er sah den Bahnsteig näherkommen, auch die Helfer schienen größer zu werden. Sie trugen gelbe Anzüge mit blauen Namensstreifen.

Einer winkte schon.

Der andere schaute auf die Schienen und den automatischen Bremsklotz.

Die Wagen hielten.

Für einen Moment schien die Welt um Suko herum zu erstarren.

Es dauerte eine Sekunde, bis die Griffe sich lösten und den Weg für den Ausstieg freigaben.

Suko und Kamikaze belauerten sich. Ihre Hände waren jetzt frei, beide hätten ihre Waffen ziehen können, niemand tat es. Jeder wartete auf eine Reaktion des anderen.

Andere Fahrgäste verließen bereits den Wagen. Nur mehr Suko und

Kamikaze saßen.

»Hier, ihr beiden, raus!« rief einer der Männer.

Kamikaze schaute ihn an.

Da wurde der Mann blaß. Noch nie in seinem Leben hatte er in so grausame Augen geschaut. »Schon gut«, sagte er, »schon gut.«

Suko machte den Anfang. Er schoß plötzlich hoch, zog seine Waffe und richtete die Berettamündung auf Kamikaze. »Und jetzt du!« sagte er. Er hatte sich so hingestellt, daß die Beretta von den meisten der Zuschauer nicht gesehen werden konnte.

»Steck sie weg!« zischte Kamikaze.

»Nein.«

»Gut, dann bist du daran schuld, wenn Baby de Valois stirbt…«

***

Der Inspektor zögerte. Hatte Kamikaze geblufft oder die Wahrheit gesagt? Er wußte es nicht, und in den Augen des Killers konnte er nichts darüber lesen.

»Nun?«

Suko zögerte noch. »Wieso bin ich daran schuld?«

Kamikaze ging einen Schritt zur Seite. Suko folgte ihm. Die Wagen konnten endlich weiterrollen. Beide standen dicht an der Barriere. Einige Besucher schauten sie an, sagten aber nichts und griffen auch nicht ein.

»Ich muß in einem bestimmten Rhythmus zu ihr. Wenn ich nicht erscheine und eine Uhrzeit verlängere, wird die Bombe, die sich vor ihr befindet, hochgehen und sie zerreißen. Kannst du das verantworten?«

War es nur ein Bluff?

Darüber dachte Suko nach. Kamikaze half ihm nicht, der Inspektor mußte sich selbst entscheiden.

»Was ist jetzt, Gelber?«

»Weshalb solltet ihr der Frau noch eine Bombe vor die Füße gelegt haben?«

»Weil wir uns absichern mußten!«

Suko wurde schwankend. Die Entscheidung fiel ihm nicht leicht.

Irgend etwas mußte geschehen. Sie konnten hier nicht für alle Ewigkeiten stehen und warten.

»Du kannst gehen«, sagte der Chinese. »Aber ich bin dabei!«

Kamikazes Gesicht blieb ausdruckslos. »Wie du meinst, Chink. Gern nehme ich dich nicht mit, aber mir bleibt keine andere Wahl.«

Er schielte auf die Waffe.

»Das stimmt.« Suko war trotzdem beunruhigt. Ihm gefiel es überhaupt nicht, daß Kamikaze so rasch auf seinen Vorschlag eingegangen war. Irgendeinen Trumpf schien er in der Hinterhand zu

haben, um welchen es sich allerdings handelte, wußte Suko nicht.
Über die mit Blut beschmierten Lippen des Killers glitt ein kaltes Lächeln. »Was ist nun? Gehen wir? Die Zeit drängt. Oder willst du schuld sein, wenn die Frau stirbt?«
»Nein.«
Kamikaze nickte. Wortlos drehte er sich um und nahm den schmalen Pfad, der zum Hauptweg führte. Die Blicke der Aufsichtspersonen begleiteten sie. Suko hatte die Pistole weggesteckt.
Allerdings hielt er sie und seine Hand in der rechten Jackentasche vergraben, hatte die Waffe gekantet, so daß die Mündung auch beim Gehen auf den Rücken des Killers wies. Suko konnte sich nicht helfen, aber er hatte das unbestimmte Gefühl, in eine Falle zu laufen…

***

Baby de Valois war wieder allein mit der Angst und der verdammten Hoffnungslosigkeit. Nur eines hatte sich verändert. Das Licht brannte noch. Akim Samaran hatte es nicht für nötig befunden, es auszuschalten. Seine Gefangene sollte erkennen können, in welch einer aussichtslosen Lage sie sich befand.
Hilfe konnte sie nicht erwarten, und es gab auch keine Werkzeuge in ihrer Reichweite, mit deren Hilfe sie sich hätte befreien können.
Nur durch die Kettenschlüssel konnte sie freikommen.
Und die besaßen Samaran und dieser widerliche Killer mit dem Pferdeschwanz.
Abermals verstrich Zeit. Wenn sie den Kopf drehte, konnte sie auf die abgestellten Kulissenteile schauen. Es waren gemalte Landschaftsfragmente, aber sehr echt aussehend. Wenn jemand in einem dieser Züge vorbeifuhr, glaubte er sich innerhalb einer anderen Welt zu befinden.
Einige der abgestellten Kulissen waren mit Decken verhangen.
Aus welchem Grund dies geschehen war, wußte die Gefangene nicht. Sie wunderte sich nur, daß eine der Decken plötzlich in Bewegung geriet, obwohl kein Luftzug durch den Raum strich.
Es war auch der reine Zufall gewesen, daß sie gerade dorthin geschaut hatte.
Sie reagierte.
Trotz der Gefangenschaft war sie nicht in eine Lethargie verfallen.
Das Gegenteil war eingetreten. Ihre aufs Äußerste angespannten Nervenseile meldeten sich, und sie dachte daran, daß einiges nicht mit rechten Dingen zugehen konnte.
Wieso konnte sich die Decke bewegen? Lauerte zwischen ihr und der abgestellten Kulissenwand jemand?
Vielleicht ein Tier…
Möglich war es. Auch in einem Park wie Adventure World gab es

Ratten und Mäuse. Sogar Eichhörnchen waren gesichtet worden, und selbst Biber hatte man entdeckt.

Eines dieser Tiere mußte sich verlaufen haben.

Sie hielt den Kopf weiterhin gedreht und damit auch die Decke im Blickfeld, die auf einmal angehoben wurde. Direkt an ihrem Ende geschah dies, und ein Schatten huschte hervor.

Er war sehr schnell, äußerst gewandt, außerdem so flink, daß Rita de Valois ihn nicht hatte identifizieren können. Eines wußte sie mit Bestimmtheit. Eine Maus war es nicht, die ihr Versteck verlassen hatte, und auch keine Ratte.

Jetzt behinderten sie die Ketten. Sie konnte sich nicht so weit drehen, daß sie das Tier hätte erkennen können. So mußte sie warten, bis es vielleicht in ihre Nähe kam.

Es wurde wieder still. Auch Rita bewegte sich nicht. Ein Klirren eines Kettengliedes konnte sie verraten. Bisher hatte sie nie viel auf ihre Gefühle oder auf innere Stimmen geachtet. Nun glaubte sie, daß sich innerhalb dieses Verlieses etwas verändert hatte.

Es war nichts Bestimmtes, das sie hätte sehen können, nur das Gefühl war vorhanden. Und dies sagte ihr, daß sie von jemandem belauert wurde.

Noch stand sie still. Sogar den Atem hielt sie an, hörte nur mehr ihren eigenen Herzschlag und horchte in die Ruhe hinein, die plötzlich durch Geräusche unterbrochen wurde.

Schritte…

Leise, tappend. Auch irgendwie zögernd, aber sich ständig der Gefangenen nähernd.

In ihrem Rücken waren sie aufgeklungen, und sie hätte sich schon drehen müssen, um die Person zu erkennen. Das allerdings ließen die Ketten nicht zu, denn sie waren schon bis zum Zerreißen gespannt. So mußte die Gefangene darauf warten, daß die unbekannte Person hinter ihr die Richtung änderte.

Dies geschah auch.

Der oder die Gestalt schlug einen Bogen, so daß sie sich von der linken Seite her der angeketteten Frau nähern konnte.

Sie schaute hin.

Diesmal konnte sie schreien. Es war ein Schrei der Überraschung und des Entsetzens, denn vor ihr auf dem Boden stand ein nackter, haariger Zwergmensch…

***

Es war Homunkulus, das Menschlein und der zweite Helfer des Akim Samaran.

Ihn hatte er an diesem sicheren Ort als zusätzlichen Wächter zurückgelassen, und bisher hatte sich der Kleine hervorragend

verborgen gehabt. Nun aber kam er aus seinem Versteck und baute sich einen normalen Schritt vor der Gefangenen auf.

Baby de Valois wich zurück, bis sie die Wand im Rücken spürte.

Das rauhe Gestein kratzte über ihre nackte Haut.

Der Zwerg grinste diabolisch. Er streckte seine überlangen Arme aus, und Baby de Valois konnte sehen, daß sich seine dicht wachsenden Haare auf den Armen sträubten.

War er ein Mensch oder ein Affe?

Sie fürchtete sich vor ihm, schämte sich wegen ihrer Blöße, denn die Blicke des Menschleins glitten begierig über ihren Körper.

Er schlich näher, und ein leises Trappen war zu vernehmen, sonst nichts. Dicht vor Baby blieb er stehen und berührte sie. Das ließ er sich nicht nehmen.

Sie zuckte zusammen.

Es war ein ekliger Schauder, der bei dieser Berührung in ihr hochwallte, und sie vernahm das Flüstern des kleinen Widerlings. »So eine schöne Haut, so eine wunderschöne Haut. Davon müßte es mehr geben, viel mehr…«

Den Doppelsinn dieser Worte begriff Rita nicht. Sie interessierte sich allein für das Gesicht des kleinen Mannes. Es sah alt, häßlich und gleichzeitig wissend aus. Zusammen mit dem Körper eine widerliche Mischung.

Aber konnte ihr dieser kleine Mensch nicht auch Hoffnung geben? Bisher hatte er nichts darüber gesagt, daß er zu ihren Feinden gehörte. Wenn er sich in diesem Raum versteckt gehalten hatte, konnte er vielleicht auch für eine Befreiung sorgen.

Sie überwand ihre Antipathie und sprach den Homunkulus an.

»He«, flüsterte sie, »he, kannst du mich verstehen?«

»Ja.«

»Ich will etwas von dir. Du siehst, daß man mich angekettet hat. Kannst du mich befreien?«

Natürlich hatte das Menschlein die Worte verstanden. Nur dachte es im Traum nicht daran, auf diese Frage eine Antwort zu geben. Es sprang plötzlich hoch.

Baby de Valois zuckte noch in den Ketten. Sie hörte das Klirren, aber sie schaffte es nicht auszuweichen. Der Zwerg mit seiner gewaltigen Sprungkraft erwischte sie voll.

Kleine, aber sehr starke Finger umklammerten ihre Haare, hielten sich fest, wobei der Zwerg seine Beine auf die Schulter der Gefangenen gesetzt hatte. Sein Gesicht brachte er dicht an ihr Ohr und flüsterte die Worte hinein. Sie waren in einem für das Baby unverständlichen Dialekt gesprochen. Dazu noch krächzend und auch zischend.

Was er sagte, blieb Baby de Valois auch weiterhin unbekannt. Sie

konnte sich dabei nicht vorstellen, daß es sich um Nettigkeiten handelte. Dieser Kleine wollte etwas von ihr.

Noch immer akzeptierte sie ihn nicht als Menschen. Für sie war er eine Mischung aus Mensch und Tier, ein Wesen, das erst am Beginn seiner Entwicklung stand, und sie konnte sich nicht vorstellen, daß so einer überhaupt Eltern gehabt hatte.

Die Finger wanderten.

Sie befanden sich noch in ihren Haarsträhnen. Dabei waren sie hart und fordernd. Gleichzeitig streichelten sie auch, als wollten sie jeden Zentimeter ihrer Kopfhaut genau untersuchen. Und sie näherten sich der Kehle.

Auf einmal wußte Baby Bescheid. In ihrem Innern verkrampfte sich der Magen, die Angst schoß hoch.

Finger an der Kehle!

Kalt und gleichzeitig warm.

Und dabei die Stimme. Flüsternd und versprechend. »Ich werde dich verändern, sehr verändern. Du wirst in meine Sammlung eingehen. Ich kann nicht anders, ich muß es…«

Baby de Valois schloß mit ihrem jungen Leben ab. Sie rechnete fest damit, daß sich die Finger um ihre Kehle schließen und zudrücken würden. Das war falsch.

Vielleicht wäre der Tod sogar gnädiger gewesen als das, was ihr nun bevorstand.

Etwas durchfuhr ihren Körper, wie sie es nie zuvor erlebt hatte.

Dieses Gefühl nahm ihr alles. Die Sicht, die Konzentration, auch den eigenen Willen.

Baby de Valois hatte sich voll und ganz in die Hand des schrecklichen Zwergs begeben.

Und der lachte wie ein kleiner Teufel…

***

Akim Samaran war verschwunden, und wir mußten mit dem Schlimmsten rechnen, als wir die Götzenhöhle betraten. Man hatte sie in das Gelände eingebaut oder integriert. Da schoben sich die Felsen wie ein gewaltiger Berg in die Höhe, der von dichtem Wald umgeben war. Den Eingang sahen wir als großen Schlund, auf den zahlreiche Besucher zustrebten.

Marsha warf einen Blick auf die Uhr. »Ja«, sagte sie. »Es ist bald soweit.«

»Wie beginnt der Tanz?«

»Sie werden sich wundern, John. So etwas haben Sie noch nicht erlebt. Das ist ein Wunderwerk der Technik.«

»Oder der Magie.«

»Nein, ich weiß noch sehr genau, wie es gebaut worden ist. Das hat

mit Magie nichts zu tun.«
»Aber jetzt. Vergessen Sie nicht, daß sich ein Typ wie Akim Samaran in den Park begeben hat und ihn nun voll unter Kontrolle bekommt. Er kann den Götzen manipulieren, glauben Sie mir.«
»Was hat er davon?«
»Das müßten Sie eigentlich ihn fragen. Ich weiß es nicht. Wenn er tatsächlich Sokk-Ull nach seiner Pfeife tanzen läßt, dann eigentlich nur, um mir zu imponieren und mir zu zeigen, wer hier die Macht hat.«
»Wir sollten nicht hineingehen.«
Ich hob die Schultern. »Wer aber gibt mir die Gewähr, daß Samaran sich ruhig verhält? Er hat sich zurückgezogen. Er weiß, daß ich den Würfel besitze und ihn suche. Man kann ihn als angeschlagen bezeichnen, und angeschlagene Gegner sind immer gefährlich. Vor allen Dingen drehen sie oft durch.«
Wir waren stehengeblieben und konnten durch den hohen Eingang in das Innere der Höhle schauen. Die Umgebung war in ein düster glosendes Licht getaucht, das auch einen gewaltigen, in die Höhe ragenden Schatten umschmeichelte.
»Denken Sie einfach, Sie wären in einem Zirkus, John«, erklärte mir meine Begleiterin.
Damit hatte sie auch recht. Als wir die Höhle betraten, kam ich mir fast so vor, denn nach rechts und links konnten sich die Zuschauer verteilen und dort auf langen, halbrunden Bankgestellen Platz nehmen, die tatsächlich so aufgebaut waren, als würden sie vor einer Manege stehen.
»Wo sollen wir hin?«
»Nicht zu weit weg.«
Marsha lächelte schmal. »Sie glauben noch immer daran, daß etwas passieren könnte.«
»Glauben?«
»Schon gut.«
Ich ging noch nicht und schaute mich um. Der Götze war momentan uninteressant. Über den Zuschauerrängen entdeckte ich eine Galerie, die etwa in der oberen Hälfte des Götzenkörpers entlanglief. Sie interessierte mich viel mehr.
Ich sprach Marsha darauf an.
»Von dort werden die Aktionen gelenkt.«
»Das ist genau richtig für mich.«
»Wollen Sie hin?«
Ich grinste sie an. »Sicher. Sie haben mir doch berichtet, daß von der Galerie aus die Vögel starten. Drachenähnliche Flugungeheuer, die ihren Kurs auf den Götzen nehmen.«
»Das stimmt.«

»Und so etwas interessiert mich. Außerdem muß ich der Lenkzentrale einen kurzen Besuch abstatten. Bleiben Sie hier unten, Marsha, halten Sie die Stellung!«

»Und wenn etwas passiert?«

»Rufen Sie über Ihr Walkie-Talkie Hilfe herbei.«

»Ich werde es versuchen.« Sie lächelte schmal. Wohl war ihr nicht, mir aber auch nicht. Dieser Götze, den ich mir bisher noch nicht genau angesehen hatte, konnte eine große Gefahr darstellen.

Niemand außer Marsha und mir ahnte etwas davon. Unruhe umgab uns und gleichzeitig eine gespannte Erwartung. Jeder wollte etwas zu sehen bekommen. Man drängte sich auf den besten Plätzen zusammen und schaute zur Mitte der gewaltigen Höhle hin, wo der riesige Götze stand und von künstlichen Nebelschleiern umwallt wurde.

Ich suchte nach Marsha und sah ihren Rücken. Sie hatte sich in die Mitte der Bankreihen gesetzt, so konnte sie direkt auf den Götzen blicken.

Er war ein Koloß!

Irgendwie erinnerte er mich in seinen Körperformen an einen gewaltigen Buddha. Nur stand Sokk-Ull hier auf stammähnlichen Beinen, die einen massigen Oberkörper trugen, der zur Hälfte mit einem Hemd aus Metall bedeckt war. Auf seinem runden, übergroßen Schädel saß ein Metallhelm, der an drei Seiten Lanzenspitzen besaß, die sehr scharf und deutlich abstachen.

Unter dem Helm sah ich das Gesicht. Eine fleischige, irgendwie widerliche Masse. Augen, Lippen, eine Nase, das alles war vorhanden, und die Erbauer hatten es geschafft, den Götzen tatsächlich sehr echt nachzumodellieren.

Wer die neuen Monsterfilme kennt, wird Bescheid wissen. Auch dort sehen die Ungeheuer immer echter aus.

Sokk-Ull stand da wie ein Felsen. Die Zeit bis zum Beginn des Götzentanzes wollte ich nutzen. Es blieben mir ungefähr zehn Minuten. Dabei wollte ich mir noch die Steuerzentrale anschauen, und – wenn es eben ging – versuchen, Akim Samaran zu stoppen, falls er den Götzen manipuliert hatte.

Zur Galerie hoch führte eine Treppe. Aus Sicherheitsgründen wurde sie von einem Eisengeländer flankiert. Die Stufen bestanden aus Holz und bewegten sich unter meinem Gewicht.

Ich beeilte mich. Das Halbrund der Zuschauerbänke blieb unter mir zurück. Dabei hatte ich das Gefühl, als würde der Götze näher kommen. Etwa in Höhe seines massigen Gesichts verhielt ich meinen Schritt. Das Licht fiel aus einem Lampenkreis über dem Schädel des Götzen. Man hatte die Leuchten in den Felsen installiert, das Licht durch farbige Filter verändert, es auch zum Streuen gebracht, damit eine möglichst große Fläche getroffen wurde.

Der Götze sah widerlich aus.

Unter dem Metallhelm wirkte die nachgemachte Fleischmasse wie hineingepreßt. Kinn und Lippen waren nur als Klumpen zu erkennen. Bei der Nase verhielt es sich ebenso, und ich sah zum ersten Mal seine Pranken. Seine Finger erinnerten mich an kurze Gummischläuche.

Die Galerie, auf der ich stand, war ziemlich breit. Ich mußte sie weiter durchgehen. Die Strahlen kleiner Spotlights begleiteten meinen Weg und sorgten dafür, daß ich nicht stolperte.

Rechts von mir brach sich das Licht auf einer großen Scheibe. Sie gehörte zu einer Kabine, die breit gegen den Felsen gebaut worden war und mich an Tonstudios erinnerte. Die Kabine hing praktisch über. Hinter der Scheibe brannte Licht. Menschen sah ich nicht, nur das Schimmern der Instrumententafel.

Ich fand einen Aufgang.

Sehr schmal war die Treppe, über die ich den Steuerstand erreichen konnte. Auf der letzten Stufe entdeckte ich eine weitere Neuigkeit. Man hatte in die Felswand hinein kleine Nischen geschlagen, in denen sich die Figuren aufhielten, die den Kampf gegen den Götzen aufnahmen. Es waren die großen Vögel mit langen Hälsen, spitzen Schnäbeln und weiten Schwingen. Auf den Rücken dieser Fabeltiere hockten die mit Schwertern und Lanzen bewaffneten Krieger.

Vier zählte ich.

Ich merkte mir deren Stellung und wandte mich nach links. Auf einem schmalen Weg schritt ich dem Eingang der Galerie entgegen.

Dabei fiel mir mein Freund Suko ein. Bisher war er mir noch nicht über den Weg gelaufen, ebenso wie Kamikaze, der Killer des Samaran.

War das ein böses Omen? Es konnte sein, daß die beiden sich begegnet waren, aber diesen Gedanken verscheuchte ich vorerst.

Vor der Tür hielt ich an und erlebte eine Enttäuschung: Sie war verschlossen.

Ich drückte und rüttelte an der Klinke. Die Tür blieb zu.

Aber jemand mußte in die Zentrale, um den Götzentanz zu lenken. Gab es noch einen zweiten Eingang?

Ich kam nicht dazu, ihn zu suchen, denn hinter der großen Scheibe nahm eine Bewegung meine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Eine Gestalt erschien. Aus der Hocke schob sie sich in die Höhe.

Dabei grinste sie breit und siegessicher, wobei sie mit einer pedantischen Bewegung den Würfel des Unheils auf das Steuerbord mit den zahlreichen Schiebern und Knöpfen stellte.

Es gab eigentlich nur einen, der sich so diabolisch freuen konnte.

Das war Akim Samaran!

Er stand in der Zentrale, ich hielt mich davor auf und klopfte auch gegen die Scheibe.

Nein, das war kein normales Glas, sondern dickes, sicheres, vielleicht

auch kugelfestes.

Samaran sah meine Bemühungen und lachte. Lässig und gleichzeitig überheblich wirkte sein Kopfschütteln, als er einen Arm ausstreckte und mit der Spitze des Zeigefingers auf einen bestimmten Punkt am Board zielte. Ich konnte die Stelle nicht genau erkennen, reckte mich und sah, daß er einen Hebel umlegte.

Sekunden später hallte ein Kreischen durch die große Höhle. Und die große Eingangstür schob sich langsam und quietschend zu.

Ungefähr acht Sekunden dauerte es, bis das Eingangsloch endgültig geschlossen war.

Gehörte das zum Götzentanz?

Ich schaute auf die Zuschauer unter mir. Sie saßen gespannt auf ihren Sitzen und schauten auf den gewaltigen Götzen vor sich.

Niemand ahnte etwas von der Gefahr, in der sie schwebten. Da gab es einen Menschen namens Samaran, der keine Rücksicht kannte und mit dem Leben der Menschen spielte, nur weil dies seinen Plänen eben entgegenkam.

Das faßte ich nicht.

Er winkte mir sogar zu, bevor er damit begann, die Anlage in Betrieb zu setzen.

Samaran wußte genau Bescheid. Plötzlich durchlief ein gewaltiges Zittern die große Höhle.

Der Götze lebte und begann mit seinem makabren Tanz!

***

Irgend etwas hatte Kamikaze vor, er reagierte einfach atypisch. Normalerweise ging er nicht auf die gestellten Bedingungen ein.

Suko wurde vorsichtig. Besonders, als ihn Kamikaze in eine Gegend führte, in die sich sonst keine Besucher verirrten. Dort standen Transportwagen, da gab es ein graues Gebäude, das als Werkstatt diente, und einen Ziegelsteinbau, auf den Kamikaze zulief.

»Haltet ihr sie dort gefangen?« fragte Suko.

»Ja.«

Der Inspektor hatte seine Beretta wieder hervorgeholt. Die Mündung deutete auf den Rücken des Killers, der einen knappen Befehl hörte und vor der Tür des Ziegelsteinbaus stoppte.

»Was ist los?« Kamikaze drehte sich langsam um.

»Ich will, daß du sauber wirst.«

»Wieso?«

»Weg mit den Waffen!«

Er hob die Schultern und knöpfte seine Jacke auf. Suko sah ein Messer und einen Revolver im Gürtel stecken und an der anderen Seite abermals eine Klinge.

Kamikaze schleuderte die Dinge fort, als wären sie ihm lästig. Er

trennte sich sehr schnell und ohne Widerspruch von ihnen, was Suko abermals stutzig werden ließ.

Welchen Trick hielt er noch in der Hinterhand? Hing er vielleicht mit der Gefangenen zusammen?

Suko spürte die Strahlen der Sonne im Nacken. Der glühende Ball war gewandert, stand nicht mehr so hoch, aber noch immer schien er mit einer nahezu ungebrochenen Intensität.

Die meisten Wagen standen unter den ausladenden Ästen dicht belaubter Bäume, die wenigstens an einigen Stellen einigermaßen Schatten gaben.

»Ich bin sauber«, sagte Kamikaze. Er schaute Suko lauernd an und wartete auf dessen nächste Handlung. Das Blut auf seinem Gesicht war getrocknet. Als krustiger Streifen zog es noch eine Spur von der Nase, über die Lippen bis hin zum Kinn.

»Was befindet sich in dem Bau hinter dir?« fragte Suko.

»Ein Lager.«

»Wofür?«

»Alte Kulissen und so. Säulen, bemalte Flächen, abgestellte Dinge, die man nicht mehr braucht.«

»Und das Mädchen?«

»Ja.«

»Hast du einen Schlüssel zur Tür?«

»Soll ich ihn dir zeigen?«

»Nicht nur das, schließ auf.« Suko blieb von der Situation nicht unberührt. Er, der sonst immer ruhig wirkte, spürte ein ungewöhnliches Kribbeln in sich. Das mußte an den Verhältnissen liegen und an der Person des Kamikaze.

Suko konnte sich kaum daran erinnern, jeweils auf einen Menschen einen so großen Zorn gehabt zu haben wie auf Kamikaze. Es kam daher, weil er ihn des öfteren hatte in Aktion erleben müssen, denn Kamikaze kannte nur die reine Gewalt.

Leider war es Suko bisher nicht gelungen, ihn zu überwältigen.

Immer wieder hatte der Killer einen Ausweg gefunden, und auch jetzt besaß er durch die Gefangene einen Trumpf in der Hinterhand.

Samarans Leibwächter hatte den Schlüssel hervorgeholt. Er hielt ihn zwischen zwei Fingern so hoch, daß Suko ihn auch erkennen konnte. »Kein Trick«, sagte er beim Umdrehen, wandte Suko seinen breiten Rücken zu und bückte sich dem Schloß entgegen.

Lautlos glitt der Schlüssel hinein. Zweimal drehte Kamikaze ihn, richtete sich wieder auf und erklärte: »Es ist offen!«

»Dann geh vor!«

Der Killer zog die Tür auf. Sie quietschte ein wenig in den Angeln.

Suko wunderte sich darüber, daß Licht innerhalb des Ziegelsteinbaus brannte. Er hatte damit gerechnet, in einen düsteren Raum zu

kommen.

Kamikaze ging. Noch versperrte sein breiter Rücken die Sicht des Chinesen auf die Gefangene. Das änderte sich, als Kamikaze einen Schritt zur Seite trat und mit der rechten Hand nach vorn deutete.

»Das ist sie!«

Suko war auf der Schwelle stehengeblieben. Er konnte geradewegs auf eine Mauer schauen.

Dort hatte man eine junge Blondine angekettet. Das war schlimm genug, doch am schrecklichsten empfand Suko das Aussehen dieser weiblichen Person. Sie besaß zwei Köpfe, vier Arme und vier Beine.

***

Homukulus!

Suko sprach den Namen nicht aus, er dachte ihn nur, und er dachte daran, daß dieses Wesen wieder zugeschlagen hatte. Gnadenlos, eiskalt hatte es seine verdammten Kräfte eingesetzt und aus einem Menschen ein Monstrum gemacht.

Furchtbar…

Über Sukos Rücken glitt ein Schauer. Er hatte mit allem gerechnet.

Mit einem heimtückischen Angriff des Killers, mit irgendwelchen mechanischen Fallen wie Luken oder Falltüren, aber nicht mit diesem schrecklichen Bild.

Dabei wußte er von Homunkulus, nur hatte er nicht mehr an das Menschlein gedacht, das praktisch als zweiter Begleiter des Akim Samaran angesehen werden konnte und wahrscheinlich selbständig gehandelt hatte, denn Samaran wäre nicht so dumm gewesen, seinen größten Trumpf aus der Hand zu geben.

Als Druckmittel gegen de Valois konnte er dessen Frau nicht mehr einsetzen. Sie war kein normaler Mensch mehr und würde auch nie mehr so werden wie früher.

Aber wußte de Valois dies?

Das war die Frage. Wahrscheinlich rechnete er damit, seine Frau zurückzubekommen, wenn es ihm gelang, die Bedingungen des anderen zu erfüllen.

Nun nicht mehr.

»War das abgemacht?« fragte Suko den Killer.

»Nein.«

»Dann hat Homunkulus selbständig gehandelt.«

Kamikaze lachte. »Genau. Und ich freue mich darüber. Ihm kann Akim nichts befehlen. Er macht, was er will. Er ist ein künstlicher Mensch, der glaubt, denken zu können.«

Suko hatte keine Lust, weiterhin über das Thema zu diskutieren.

Deshalb befahl er: »Geh tiefer in das Lager hinein, und stell dich vor die verdammte Wand.«

»Gern.«
Auch Suko folgte. Er allerdings blieb gut zwei Schritte hinter der Eingangstür stehen. Mit der linken Hand holte er das Walkie-talkie aus der Tasche. Er mußte John Sinclair unbedingt über die neue Lage informieren.
Während er auf den Kontakt wartete, schaute er sich die doppelköpfige Rita de Valois an.
Für sie war es am schlimmsten. Zwei Hände hatte sie frei. Sie schlugen manchmal gegeneinander, während sie ihre beiden Köpfe unkontrolliert bewegte, so daß diese hin und wieder zusammenstießen.
Die beiden Gesichter zeigten Anzeichen einer großen Verwirrung.
Sie waren verzerrt, Angst spiegelte sich in den Augen, der Atem floß laut über die Lippen.
Das Gerät sandte ein Signal aus, das auch eingefangen wurde. Jemand meldete sich.
»John?« fragte Suko.
»Hier spricht nicht John Sinclair, sondern Marsha Devine. Sind Sie es, Suko?«
»Ja, aber wieso kann ich John Sinclair nicht erreichen?«
»Wir mußten uns trennen. Die Situation hat es so ergeben.«
»Wo befindet sich John jetzt?«
»Wir sind beide in der Götzenhöhle«, quäkte es aus dem Lautsprecher zurück.
»Was geschieht dort?«
»Der Götzentanz. John ist auf die Galerie gegangen. Ich habe mich unter das Publikum gemischt. Außerdem befürchtet John, daß sich Akim Samaran bald zeigen wird.«
»Können Sie ihn warnen?«
»Über das Walkie…«
»Ja, versuchen Sie es. Und lassen Sie ihm eine Information zukommen. Ich habe die Gefangene gefunden…«
Marsha war nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen. Diesmal jedoch jagte sie regelrecht hoch. »Was haben Sie da gesagt?« rief sie.
»Sie haben das Mädchen gefunden?«
»Genau.«
»Lebt sie?«
»Auch, nur…« Suko begann mit seinem Bericht. Ob Marsha ihm glaubte oder nicht, das war ihm egal. Er konnte einfach nicht verschweigen, in welch einem Zustand er die Frau des Millionärs vorgefunden hatte. Und er erklärte auch, wo sie sich befanden.
Marsha war geschockt. Suko hörte nichts von ihr, nur die Hintergrundgeräusche. Da mußte jemand trommeln oder wild stampfen, beziehungsweise tanzen. Jedenfalls waren die Laute nicht

normal. Das Spektakel hatte schon begonnen.

Der Inspektor behielt auch Kamikaze im Auge. Unnatürlich ruhig stand der Killer auf der Stelle. Nur über seine Lippen hatte sich ein wissendes Lächeln gelegt.

»Suko?«

Endlich hatte sich Marsha mit schwacher Stimme gemeldet. Der Inspektor hörte den Schmerz aus ihren Worten. Sie mußte nahe vor einem Zusammenbruch stehen.

»Ich höre.«

»Was machen wir denn jetzt?«

»Sie nichts, Marsha. Bleiben Sie im Tempel. Ich habe das Gefühl, als würden sich Samarans Aktivitäten auf ihn konzentrieren. Unternehmen Sie auf keinen Fall etwas. Versprochen?«

»Ja. Und John?«

»Es ist gut, wenn wir ihm vorerst nichts sagen, damit er unbelastet bleiben kann. Sie verstehen?«

»Natürlich.«

Suko verabschiedete sich und unterbrach die Verbindung. Er ließ das Gerät verschwinden und hatte auch nichts dagegen, daß Kamikaze den Arm ausstreckte und auf die Gefangene deutete. »Was hast du mit ihr vor, Chink? Willst du sie befreien?«

»Nein.«

Er lachte häßlich. »Sie gefällt dir wohl nicht, wie? Was meinst du, was ihr Mann sagt, wenn er seine Frau so zurückbekommt. Der dreht durch…«

»Halt den Mund, verdammt!«

»Nervös?«

»Nicht mehr. Dein Plan ist nicht aufgegangen. Jetzt bin ich am Drücker.«

»Eine Kanone hat mich noch nie beeindrucken können«, gab Kamikaze freimütig zu. »Niemals, merk dir das. Manchmal habe ich sogar das Gefühl, kugelfest zu sein. Ich sage dir, Chink, wir finden die Spur der alten de Valois. Wir sind schneller, wir sind besser, wir…«

Er redete und redete. So kannte ihn Suko nicht. Deshalb wurde er auch mißtrauisch. Wer soviel sprach, wollte von etwas anderem ablenken.

Tatsächlich!

Es war Homunkulus, der die Gunst der Minuten ausnutzte, einen Bogen schlug und sich von der Seite her dem Inspektor näherte.

Suko hörte das triumphierende Zischen, und da war es fast zu spät.

Homunkulus sprang so schnell, daß Suko die Beretta nicht mehr drehen konnte.

Im nächsten Augenblick hing der Kleine an seinem rechten Handgelenk und biß zu…

***

Sokk-Ull war erwacht!

Ob durch Technik, wie es normal gewesen wäre, oder durch Magie, das konnte mir egal sein. Für mich zählte die Tatsache an sich, und die zahlreichen Zuschauer wollte ihn auch erleben.

Ich warf einen Blick in die Zentrale. Dort stand Samaran am Pult und grinste diabolisch. Er würde sich einen Spaß daraus machen, den Götzen auf magische Weise zu manipulieren, damit er Furcht und Schrecken verbreiten konnte.

Noch reagierte er normal. Wenigstens bildete ich mir das ein. Er hatte seinen gewaltigen, unförmigen Körper in Bewegung gesetzt, blieb jedoch auf der Stelle, hob hin und wieder ein Bein, ließ es auf den Boden sausen, so daß der Untergrund erzitterte und sich dieses Geräusch durch die gesamte Höhle pflanzte.

Bei jedem Tritt hob er auch die entsprechende Schulterseite, sein fleischig wirkendes Gesicht geriet ebenfalls in wabernde Bewegungen, er öffnete, das Maul, so daß stinkender Brodem hervordrang, der sich in gelblichen Schwaden verteilte und eine andere Farbe bekam, wenn er in die Lichtlanzen der strahlenden Scheinwerfer geriet, die an der Höhlendecke aufgeflammt waren.

Die Zuschauer waren von dieser ersten Szene fasziniert. Auch diejenigen staunten, die nicht zum ersten Mal in der Höhle saßen. Es mußte immer wieder etwas Besonderes sein, dem Monstrum zuzuschauen.

Man hatte tatsächlich für alles gesorgt. Auch für die entsprechende Beleuchtung, denn die Strahlen blieben nicht mehr starr.

Durch automatisch laufende Drehfilter gerieten sie in Bewegung und zuckten durch die besetzte Höhle.

Hinzu kam der Brodem, der träge den mächtigen Körper umspielte und auch träge in die Höhe zog.

Eingerahmt wurde der Götze von zwei gewaltigen Säulen, die auch mithalfen, die Decke zu tragen. Manchmal geriet der Koloß so nahe an die Säulen heran, daß ich davor Angst bekam, er würde sie mit seiner immensen Kraft umstoßen.

Noch spielte die Technik die Hauptrolle. Das aber würde sich ändern, wenn Samaran voll eingriff.

Ich schaute durch die Scheibe.

Er hatte keinen Blick für mich. Seine Hände lagen auf dem Würfel. Es sah so aus, als stünde er dicht davor, ihn einzusetzen.

Wenn das geschah, mußte ich dagegenhalten.

Ein Urschrei ließ die Grotte erzittern. Ich erschrak, ebenso die Zuschauer. Aus dem Maul des tanzenden Götzen war der Schrei gedrungen, er war gewissermaßen der Start für weitere Aktivitäten, die ich in ihrem Anfangsstadium nicht mitbekam, da sich mein

Walkie-Talkie meldete.
»Ausgerechnet jetzt!« Ich war sauer, aber ich mußte antworten.
»John?« Marshas Stimme klang aufgeregt. Irgend etwas hatte sie aus dem Gleichgewicht gebracht.
»Was ist denn?«
Sie atmete schwer und schien in ihr Gerät hineinzupusten. Ich hörte einige erstickt klingende Worte, aber keinen zusammenhängenden Satz. Dennoch verstand ich einen Namen.
»Baby de Valois!«
»Was ist mit der Frau?«
»Suko hat sie gefunden.«
»Herrlich.«
»Aber wie, John, aber wie! Sie ist…«
Mir rann eine Gänsehaut über den Rücken, da ich mit einer Todesnachricht rechnete. Die überbrachte mir Marsha nicht, das andere jedoch war ebenso schlimm. Rita oder Baby de Valois war in die Fänge des Zwergmenschen Homunkulus geraten und hatte einen schlimmen Tribut zahlen müssen.
»Zwei Köpfe. Vier Arme, vier Beine!« Die Stimme der Frau schrillte. »Können Sie sich das vorstellen, John?«
»Ja.«
»Wieso denn?«
»Weil ich es schon erlebt habe.«
»O nein.« Sie seufzte auf, mußte völlig durcheinander sein, und ich fragte nach Suko. »Was er vorhat, weiß ich nicht, aber war das alles in Samarans Sinn?«
So dachte ich auch. Wieder blickte ich zu ihm. Er war voll konzentriert. Ich rechnete damit, daß er seine Magie in den nächsten Minuten einsetzen würde, deshalb mußte ich zuvor noch einige wichtige Informationen von Marsha bekommen.
»Was hat Suko noch gesagt?«
»Sonst nichts mehr.«
»Ist er allein?«
»Kann ich Ihnen nicht sagen. Es ging alles sehr schnell. Ich glaube auch, daß er unter Druck stand.«
Ja, das konnte ich mir vorstellen. Zwangsläufig dachte ich an Kamikaze. Möglicherweise war mein Freund sogar mit ihm zusammengetroffen, und ich konnte ihm nicht helfen.
»Wissen Sie einen Ausweg, John?« vernahm ich Marshas Frage.
»Momentan muß alles so bleiben. Ich kann hier nicht weg, und Suko wird es auch nicht können. Am besten drücken Sie uns allen die Daumen.«
Ihr »Ja« klang ängstlich.
Ich steckte das Gerät wieder ein und kümmerte mich um den

tanzenden Götzen.
Er war ein widerlicher Koloß, der auch seine mächtigen Arme in Bewegung gesetzt hatte und sich sogar bückte.
Die Menschen bekamen Angst.
Wie die Greifklaue eines Schaufelbaggers, so fuhren seine Arme über die Köpfe der Zuschauer hinweg. Einige duckten sich, andere sprangen auf, als wollten sie weglaufen.
Der Götze war in Ekstase geraten.
Gehörte das zur Vorstellung, oder hatte Akim Samaran bereits eingegriffen?
Ich schielte zu ihm rüber.
Er stand in gespannter Haltung und erwartungsvoll hinter dem Steuerpult. Seine Hände umklammerten den rotvioletten Würfel, der alles verändern konnte.
Und er strahlte ab.
In diesem Augenblick wurde mir klar, daß Samaran die Magie eingesetzt hatte.
Ich mußte dagegenhalten.
Bevor es dazu kam, änderten sich die Verhältnisse und überraschten mich dabei total.
Es begann mit einem irren Schrei. Ausgestoßen hatte ihn nicht der Götze, sondern eine Frau, die plötzlich zwischen seinen gekrümmten Fingern steckte und nur mit dem Kopf aus der Faust hervorschaute. Der Götze hatte sie geholt.
Das gehörte nicht mehr zum Spiel.
Was sollte ich tun? Den Würfel einsetzen oder versuchen, die Frau zu befreien? Dazu mußte ich nahe an den Götzen heran, soviel Zeit hatte ich nicht.
Blieb der zweite Würfel.
Und das schaffte ich ebenfalls nicht, denn aus den Nischen lösten sich die Krieger auf ihren fliegenden Drachenvögeln. Es war die normale Schau, die nun weiterlief, die vier Vögel jagten auf den Götzen zu. Elektronisch gesteuert, würden sie ihre Lanzen werfen, den Götzen vielleicht vernichten, und die Schau war vorbei.
Im Normalfall.
Aber nicht bei Samaran. Ich stellte fest, daß die Tiere an dünnen Fäden hingen und durch sie gesteuert wurden. Dabei konnten sie Kreise und Kurven ziehen, die Fäden ließen ihnen viel Spielraum.
Ein Krieger nahm mich aufs Korn. Er hockte vorgebeugt auf dem Rücken des Flugtieres. Sein Oberkörper war nackt, das bullige Gesicht wirkte wie ein dicker Schwamm. Durch die Magie des Würfels geleitet, erkannte er in mir einen Feind, den es zu töten galt.
Ich setzte den Würfel nicht ein. Seine Kraft hätte beide vernichtet.
Das wollte ich auf keinen Fall, da mir eine fast wahnsinnige Idee

durch den Kopf schoß.
Wenn dieser Reiter das Flugtier benutzen konnte, mußte es mir auch gelingen.
Und so ließ ich ihn kommen.
Die Frau schrie nicht mehr. Dafür herrschte unter den Zuschauern ein großes Durcheinander. Alle waren von ihren Sitzen hochgesprungen. Eltern hielten ihre Kinder fest und schauten ebenso gebannt und angstvoll wie sie auf den tobenden Götzen, der sich durch nichts mehr aufhalten ließ.
Wie auch der Krieger, der sich mich als Ziel ausgesucht hatte. Er stach schräg von oben nach unten mit seiner Lanze zu, doch ich war einfach zu schnell. Mit einem Sidestep glitt ich zur Seite, die Lanze verfehlte mich, der Krieger beugte sich nach vorn, so daß er fast vom Kücken seines Flugtieres gekippt wäre.
Ich nahm ihn in den Klammergriff. Mit beiden Armen umschlang ich seinen Nacken, riß ihn vom Rücken des Flugdrachens, kümmerte mich nicht weiter um ihn und sprang hoch, um mit beiden Händen den Hals des Flugtieres zu umfassen.
Das gelang mir.
Plötzlich hing ich an diesem künstlichen Drachen, wurde weitergeschleift, und meine Füße prallten noch gegen den oberen Handlauf des Geländers, bevor ich darüber hinwegschwang.
Ich flog, warf ein Bein hoch, drückte es auf den Rücken des Tieres, stemmte mich dort ab, konnte das andere Bein nachziehen und so die Position einnehmen, die auch der Krieger gehabt hatte.
Im gleichen Moment raste das Tier so schnell in die Tiefe, daß ich das Gefühl hatte, in die Zuschauer hineinzujagen. Ich hielt den Atem an, wurde wieder hochgerissen und dachte auch daran, daß ich mich durch diese Aktion eigentlich in die Falle der Samaranschen Magie begeben hatte. Er konnte mit mir machen, was er wollte.
Mir kam es vor allen Dingen auf die bedauernswerte Frau an, die auch weiterhin in der Faust des Riesen klemmte und nur mit ihrem Kopf hervorschaute.
Der allerdings war zur Seite gesunken. Sie sah aus, als wäre sie bewußtlos geworden.
Die Hälfte der Distanz hatte ich bereits zurückgelegt. Begleitet wurden wir von den drei anderen Flugtieren, die gegen den Götzen angingen und ihn mit ihren Waffen niederstrecken wollten.
Dann aber hatte die Magie eingegriffen und die Kontrolle übernommen.
Sokk-Ull war stärker und brutaler geworden.
Auch die Krieger bekamen das zu spüren. Menschen waren es nicht, sondern ferngelenkte, magisch beeinflußte Figuren, die von der Rache des anderen voll erwischt wurden.

Seine rechte Faust öffnet er.
Wie ein Stein fiel die Frau in die Tiefe und zwischen die unten stehenden Zuschauer. Ob sie zur Seite spritzten oder versuchten, sie aufzufangen, konnte ich nicht erkennen, da ich mich auf den verdammten Götzen konzentrieren mußte.
Der hatte jetzt beide Hände frei.
Ich war der letzte in der Reihe der Angreifer. Deshalb erwischte es zuerst die beiden vor mir fliegenden Gestalten. Der heftige Rundschlag traf zwei von ihnen zur gleichen Zeit. Er fegte sie nicht nur von ihren Flugtieren, sondern schleuderte sie dem Boden entgegen, wobei sie noch in der Luft zerbrachen.
Aus…
Der dritte griff weiter an. Er sah die gewaltige linke Pranke auf sich zukommen und stach sein Schwert hinein.
Eine tiefe Wunde riß es in den Ballen. Hervor strömte eine dunkle Flüssigkeit, vielleicht dämonisches Blut, wer konnte das schon nach dieser magischen Verwandlung sagen?
Der Götze brüllte dumpf. Ein Rauchstoß quoll aus seinem Mund.
Er nebelte nicht nur den Krieger ein, auch mich und nahm mir die Sicht auf die vor mir fliegende Figur.
Als der Blick endlich freier wurde, sah ich von dem Krieger und seinem Flugtier nur noch Fragmente, die mir entgegenwirbelten, bevor sie unter mir in der Tiefe verschwanden.
Wieder einmal war der Götze stärker gewesen!
Samaran wollte das Chaos, er war auf dem besten Wege dazu, seine blutige Handschrift zu setzen und damit Hugo de Valois noch mehr in die Enge zu treiben.
Vielleicht hielt er mich auch für einen Idioten, weil ich vorerst darauf verzichtet hatte, den zweiten Würfel einzusetzen. Jetzt allerdings spielte er mit mir und ließ mich gegen den Götzen anfliegen.
Ich näherte mich ihm.
Unter mir tobten die Menschen. Sie hatten den kalten Horror dieser Szenen mitbekommen, starrten in den Nebel und sahen, ebenso wie ich, daß der Götze beide Arme ausgebreitet hatte, als wollte er in die Hände klatschen.
Das hatte er bestimmt auch vor, nur hätte ich mich dann zwischen ihnen befinden sollen.
So etwas gefiel mir nicht!
Deshalb hatte ich die Beretta hervorgeholt, hockte vornübergebeugt auf dem künstlichen und doch magisch erweckten Flugtier und zielte auf den breiten Schädel und die Brust des Götzen.
Dreimal drückte ich ab!

***

Das hätte Suko auch gern getan, nur ließ man ihn nicht. Der verdammte Homunkulus hatte sich an seinem Gelenk festgebissen, und Suko sah sich gezwungen, die Beretta fallen zu lassen.

Das hatten Homunkulus und Kamikaze erreichen wollen, und das Menschlein löste sich vom Gelenk des Chinesen, ließ sich zu Boden fallen, kicherte und setzte zu einem Sprung an.

Auf Kamikaze konnte Suko nicht achten. Für ihn war der Zwerg im Augenblick gefährlicher. Er kannte dessen unwahrscheinliche Fähigkeiten, und er wollte auf keinen Fall in der nächsten Zukunft mit zwei Köpfen und mehreren Gliedern herumlaufen.

Der Kleine sprang.

Er mußte dabei an Sukos Kehle, um seine Magie wirkungsvoll einsetzen zu können. Von dieser Stelle aus startete er seine magischen Attacken. So hoch kam der Zwerg bei seinem Sprung, daß Suko das funkelnde Augenpaar dicht vor sich sah und auch die Gefahr erkannte, in der er schwebte.

Auf den Hacken drehte er sich zur Seite, zog noch in der Bewegung seine Dämonenpeitsche und schlug mit ihr einmal einen Kreis über dem Boden.

Drei aus der Haut eines mächtigen Dämons geschnittene Riemen rutschten hervor.

Die Waffe war schlagbereit.

Man konnte sie als mächtig bezeichnen. Sie räumte mit sehr starken Gegnern auf. Sie war in der Lage, Dämonen entscheidend zu treffen und auch zu vernichten.

Homunkulus kannte die Waffe nicht, aber Suko.

Und er schlug zu.

Sein Arm streckte sich. Er hatte die Hand während des Hiebs ein wenig gedreht und stand selbst so, daß er in den Knien einknickte.

Zugleich fächerten die drei Riemen auseinander, damit sich die Chance für einen Treffer erhöhte.

Homunkulus wollte instinktiv ausweichen. Er schaffte es nicht mehr. Voll mußte er die drei Riemen nehmen, die, leicht angedreht, sich um seinen kleinen Körper wickelten und dort augenblicklich mit ihrer zerstörerischen Kraft begannen.

Homunkulus war kein normaler Mensch, sondern ein künstliches Wesen, aufgeladen durch Schwarze Magie. Er wurde nun von einer noch mächtigeren erwischt.

Er schrie!

Es waren helle, spitze Schreie. Sie klangen so, als hätte ein Tier sie ausgestoßen. Er zappelte dabei mit den Armen. Die Arme lagen nicht frei, um sie hatten sich die Riemen gewickelt, die damit begannen, ihre zerstörerische Kraft einzusetzen.

Sie brannten sich in den kleinen Körper hinein.

Der künstliche und so gefährliche Mensch hing zwischen ihnen wie in einem Netz. Suko bewegte seinen Arm und schleuderte den kleinen Gefangenen kreisförmig herum.

Er sah den Dampf, hörte das leiser werdende Schreien und wuchtete die Gestalt voller Wut gegen die Wand neben der Tür.

Ein ungemein harter Schlag, der Homunkulus normalerweise nichts getan hätte.

Jetzt aber, geschwächt durch die magische Kraft der Dämonenpeitsche, zerplatzte er. Staub und Knochenteile, vermischt mit einem stinkenden Brodem, fielen aus den Schlingen der Peitsche zu Boden, wo die Reste liegenblieben.

Suko hatte ihn vernichtet.

Noch stand Kamikaze in der Nähe, und als der Inspektor herumfuhr, sah er den Killer zum ersten Mal sprachlos. Er hielt sich an der Tür auf, stierte auf die Reste, schüttelte dabei den Kopf, als könnte er das Bild nicht glauben, und jagte plötzlich durch die Öffnung.

Suko hätte ihn gern mit einer Kugel ins Bein gestoppt, doch seine Waffe lag am Boden, und Kamikaze war schnell wie der Blitz. Dafür erinnerte er sich an sein draußen liegendes Messer und auch an seine Kanone. Plötzlich krachten Schüsse.

Suko mußte zu Boden, um den verdammten Kugeln zu entwischen, die Kamikaze in den Raum jagte. Der Inspektor rollte sich aus der Gefahrenzone und zog dabei seinen Stab. Wenn er das Wort Topar rief und der andere es hörte, würde er zur Bewegungslosigkeit erstarren.

Bevor Suko noch zu seinem Schrei ansetzen konnte, verstummten die Schüsse. Hastige Schritte vernahm er und wußte, daß Kamikaze flüchtete. Der Tod oder die Vernichtung des künstlichen Menschen Homunkulus mußten ihm einen Schock versetzt haben.

Suko riß die Beretta an sich, verließ ebenfalls den Bau und sah Kamikaze nicht mehr. Er war irgendwo zwischen den abgestellten Wagen verschwunden. Vielleicht würde ihn der Ruf noch erreichen, aber es dauerte bestimmt mehr als fünf Sekunden, um Kamikaze zu finden. Suko hielt es für besser; sich wieder zurückzuziehen, zudem stand er in der Tür wie auf dem Präsentierteller.

Er hatte erlebt, daß auch ein Mensch mit Killerinstinkt wie dieser Kamikaze zu packen war. Man mußte nur seine Schwachstellen finden und durfte sich nicht überraschen lassen.

Aufgegeben hatte er die Verfolgung noch nicht. Kamikaze würde sich irgendwo auf dem Gelände verborgen halten, möglicherweise auch nahe der beiden Geisterjäger, weil er diese Personen einfach zu sehr haßte.

Es sollte nicht zu einer Verfolgung kommen, da Suko abgelenkt wurde. In seinem Rücken vernahm er das leise Wimmern, vermischt mit angstvollen Lauten.

Jetzt erst dachte er wieder an die Gefangene.

Er drehte sich um und schaute ihr ins Gesicht. Darin spiegelten sich die erlittenen Qualen und noch mehr.

Ein furchtbares Bild bot sich seinen Augen. Durch die Vernichtung des Menschleins hielt auch dessen Magie nicht mehr. So lösten sich die doppelten Glieder zusammen mit dem Gesicht auf.

Daß die Glieder abfaulten, war noch als erträglich anzusehen. Die Vernichtung des Gesichts aber bot ein Bild des Schreckens.

Die einzelnen Züge liefen ineinander, als hätte man eine Masse erhitzt. Zu trockenem Staub wurden sie, nicht einmal helle Knochen schimmerten durch, und als Staub blieb der Rest auch auf den Schultern der Gefangenen liegen.

Suko ging zu ihr.

Baby de Valois mußte unter einem Schock stehen. Sie sprach mit Suko wie mit ihrem Mann, dann schrie sie zwischendurch, verdrehte die Augen und sackte in den Ketten zusammen.

Suko fing sie zusätzlich noch ab und hob bedauernd die Schultern. Er konnte für die Frau nichts mehr tun, da er keinen Schlüssel besaß, um die Manschetten zu öffnen.

Er wollte nur bei ihr bleiben, denn sich auf die Suche nach Samaran zu machen, hatte keinen Sinn. John Sinclair war zudem in dessen Nähe. Er mußte mit ihm fertig werden.

An Aufgabe dachten Samaran und Kamikaze bestimmt nicht.

Suko fragte sich allerdings gespannt, wie Samaran wohl reagieren würde, wenn er von der Vernichtung des Homunkulus hörte.

Drehte er dann durch?

Zuzutrauen war es ihm, denn der Zwerg war gewissermaßen sein Liebling gewesen.

Suko unterschätzte die Kraft des anderen keineswegs. Schließlich stand der Spuk als großer Bruder oder Schatten hinter ihm. Er würde dafür sorgen, daß Samaran das in seinen Augen Richtige tat.

Allerdings schien der Spuk nicht die Macht zu besitzen, das Geheimnis um das Wissen eines gewissen Hector de Valois zu lösen.

Da mußte man ihn irgendwie ausgepokert oder ausgeblufft haben.

Mit der Vernichtung des gefährlichen Homunkulus war ein Beginn gemacht worden. Jetzt kam Samaran dem Chinesen weniger gefährlich vor. Und das Sinclair-Team hatte endlich wieder einen Teilsieg errungen.

Ich aber wollte alles.

Sokk-Ull mußte weg, bevor er Menschen vernichtete. Unter mir tobten die Zuschauer. Sie kamen nicht raus. Samaran mußte es gelungen sein, auf magische Art und Weise die Tür zu verriegeln. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als meinem verzweifelten Kampf gegen den Götzen zuzuschauen.

Ich hatte mehrmals geschossen und auch getroffen.
Die geweihten Silberkugeln waren in das Gesicht und die Brust eingeschlagen. Sie zeigten Wirkung. Sie mußten einfach so reagieren, denn hier kämpfte die Schwarze gegen die Weiße Magie.
Schlug er seine Hände zusammen?
Nein, der Götze wankte. Einen schweren Schritt ging er zurück.
Dabei kippte er nach rechts über, so daß er in Gefahr geriet, gegen die Säule zu fallen.
Er stützte sich daran ab. Dennoch schwankte sein massiger Körper. Wenn der fiel und die Menschen es nicht schafften, sich in Sicherheit zu bringen, würden sie unter dem künstlichen und jetzt mit Magie gespickten Koloß begraben werden.
Die Kugeln hatten bei ihm Wunden gerissen. Ein dicker Saft quoll hervor, der mich an Sirup erinnerte. Eine Kugel war in sein Gesicht gefahren und hatte ein Auge zerstört. Auch aus dieser Öffnung quoll Flüssigkeit.
Noch hielt er sich auf den Beinen, und ich merkte, daß eine andere Kraft versuchte, über das künstliche Flugtier die Kontrolle zu bekommen, denn er sackte plötzlich weg und riß mich mit.
Ich hatte das Gefühl, in einem Lift zu sitzen, so schnell ging es abwärts. Vor der breiten Brust des Götzen tauchte ich weg, wurde noch schneller und geriet in Gefahr, am Boden zerschmettert zu werden.
Was konnte ich tun?
Ich sprang.
Es hörte sich schlimmer an, als es war. Zwar fiel ich auch wie ein Stein nach unten, aber ich hatte mich so schräg abgestoßen, daß ich zwischen die Sitzreihen krachte, dort einiges zertrümmerte, aber mit heilen Knochen aus dem Holzwirrwarr hervorkletterte.
Noch stand der Götze.
Und dieses verdammte Untier war auch wieder zu Kräften gekommen. Irgendwie gelang es ihm, die Magie der geweihten Silberkugeln auszugleichen. Zwar stand er noch recht wacklig auf den Beinen, er schwankte auch, berührte sogar die Säulen, die überraschenderweise hielten, aber er würde weitermachen.
Ich war ziemlich hoch in die Ränge gefallen. Erst als ich stand, stellte ich fest, daß mein Rücken etwas abbekommen hatte. Durch das Kreuz zuckte der Schmerz, auf den ich jetzt nicht achten konnte, viel wichtiger war der Götze.
Zwischen ihm und mir befanden sich die Zuschauer. Sie drängten sich zusammen, wußten riicht, wohin sie schauen sollten. Ich sah den gelben Hosenanzug von Marsha Devine wie eine lange Sonne leuchten und sah, daß sie zu mir wollte.
»Bleib da!« schrie ich ihr entgegen und hatte schon den Bumerang

hervorgeholt. »Weg von dem Götzen!« Mein Ruf schallte den Zuschauern entgegen. Hoffentlich war er verstanden worden.

Ich holte aus.

Der Götze stand günstig, obwohl er mir das Profil zudrehte. Er hatte seine breiten Schaufelhände um eine Säule geklammert. Es sah so aus, als wollte er sie in der Mitte durchreißen.

Noch besaß er nicht die Kraft dazu. Sein Zögern gab mir Gelegenheit, die Banane zu schleudern.

Als flirrender, blitzender Strahl wischte die Waffe auf den Götzen zu. Ich hatte direkt auf den Hals dieses künstlichen Untiers gezielt, und der Bumerang hämmerte in die gewaltige nachgemachte Fleischmasse, wo er wie ein Messer durch dickes Fleisch schnitt.

Der Bumerang war stark. Vielleicht stärker als der Götze. Wäre er nur elektronisch gelenkt worden, hätte ich wohl kaum einen Erfolg erzielen können, so aber erwischte es ihn.

Sein Kopf mit dem daraufsitzenden Helm kippte.

Als er fiel, brandete ein einziger Schrei durch das Rund. Zahlreiche Zuschauer flohen. Wenn sie getroffen wurden, konnte dies für sie böse enden.

Ich schaute zu, wie der massige Schädel dem Boden entgegentrudelte. Es war wirklich gewaltig. Selbst ich hielt den Atem an, stand vorgebeugt und mit glänzenden Augen so lange da, bis der abgetrennte Schädel aus meinem Blickfeld verschwunden war.

Der kopflose Götze aber wollte nicht fallen.

Noch immer umklammerte er die Säule. Er drückte dagegen, schüttelte sie. Ich nahm an, daß sie brechen würde, aber dieses Schütteln waren nur die letzten Zuckungen oder das allerletzte Aufbäumen des Götzen gewesen.

In seinen stämmigen Beinen sackte er ein. Intervallweise ruckte er in die Tiefe. Seine Hände lösten sich von der Säule, die Beine konnten ihn nicht mehr tragen, und schwer wie eine Tonne Blei krachte er auf den staubigen Untergrund der Höhle.

Er würde nie mehr tanzen.

Ob Menschen verletzt worden waren, konnte ich nicht erkennen, da mir aufwallende Staubwolken die Sicht nahmen. Außerdem mußte ich mich um einen anderen kümmern.

Ich fuhr herum.

Akim Samaran und ich schauten uns gegenseitig an. Er hatte die Steuerzentrale verlassen, stand außen vor der Scheibe, hielt den Würfel und konnte nicht fassen, daß ich ihm Paroli geboten hatte.

Hinter ihm aber tat sich etwas.

Dort erschien aus dem Nichts eine mächtige Gestalt. Nein, eigentlich war es keine Gestalt, sondern eine amorphe Wolke, die sich schwarz und drohend ausbreitete.

Samaran sah sie nicht. Er war auf mich fixiert und wollte den Würfel einsetzen.

Er glühte bereits zwischen seinen Händen, als ihn die Wolke erreichte und ihn überschwemmte.

Ich hörte Samaran schreien, unterbrochen von einer donnernden Stimme. »Es steht unentschieden, Sinclair. Keiner ist einen Schritt weitergekommen, keiner…«

Gesprochen hatte der Spuk, der letzte der Großen Alten. Er war gekommen, um seinen Diener zu sich zu holen. Samaran konnte sich dagegen nicht wehren. Die Wolke saugte ihn auf. Er wurde regelrecht hineingezerrt und immer kleiner, als würden ihn und mich Meilen voneinander trennen.

Um mich gegen den Spuk zu schützen, hielt ich ebenfalls meinen Würfel fest.

So stand es unentschieden.

»Wir treffen uns wieder, Geisterjäger!« rief mir der Spuk zu. »Ein Wettlauf um die großen Geheimnisse der Welt beginnt. Ich bin ehrlich zu dir. Auch ich weiß nicht genau, um was es geht, aber ich werde es sicherlich herausfinden…«

Das waren seine letzten Worte.

Er verschwand vor meinen Augen und nahm Akim Samaran, seinen Diener, mit auf die magische Reise.

Ich atmete auf, spürte die Erschöpfung in mir, das Zittern der Knochen und ließ mich auf einen noch heilen Stuhl in meiner Nähe fallen.

Für die nächsten Minuten war mir alles egal…

***

Marsha wuchs über sich selbst hinaus. Sie sorgte für den Abtransport der Leute. Zum Glück hatte es nur einige Leichtverletzte gegeben. Auch der Frau, die sich in den Pranken des gewaltige Götzen befunden hatte, war nicht viel geschehen. Über Walkie-Talkie setzte ich mich mit Suko in Verbindung und erfuhr von ihm, daß Homunkulus nicht mehr existierte.

»Endlich mal eine gute Nachricht von dir. Wie hast du es denn geschafft?«

»Mit der Peitsche.«

»Gratuliere.«

»Holt ihr mich ab?«

»Ja, bleib so lange da.«

Es dauerte seine Zeit, bis Marsha alles geregelt hatte. Sie wußte, wo sich mein Freund befand. Zu Fuß war es zu weit, deshalb nahmen wir einen der Elektrowagen.

»Haben wir nun gewonnen?« fragte sie mich.

Ich hob die Schultern. »Das ist so eine Sache. Zumindest konnten wir einen Teilsieg erringen.«

»Adventure World ist außer Gefahr!«

»Das hoffe ich.«

Marsha lenkte den Wagen. Wir fuhren über schmale Wege, die von tropischen Bäumen gesäumt wurden.

»Sie werden doch der Spur folgen?«

»Sicher.«

»Ich glaube, daß Sie Erfolg haben werden, was die Abstammung der de Valois angeht.«

»Wieso?«

Marsha lächelte. »Da sind Sie wie mein Boß. Auch der gibt nicht auf.«

»Finden Sie das gut?«

»Ich mag erfolgreiche Männer.«

Als Antwort winkte ich ab. »Was glauben Sie, Marsha, wie viele Mißerfolge ich schon habe einstecken müssen. Wenn Sie mich näher kennenlernen würden, redeten Sie anders.«

»Da bin ich mir nicht sicher.«

»Es stimmt aber.«

Wenig später hatten wir Suko erreicht und sahen auch die junge Frau. Marsha Devine bekam einen nicht geringen Schreck, als sie Baby de Valois in den Ketten hängen sah. So kannte sie die Frau ihres Chefs nicht. Suko zeigte mir die Überreste des Menschleins. Viel war es nicht.

»Hoffentlich war das das einzige Exemplar«, murmelte ich.

»Das walte Hugo.«

Wir ließen Handwerker kommen, die Rita de Valois von den Ketten befreiten. Von allein konnte die Frau nicht laufen. Wir mußten sie stützen. »Ihr Mann wartet«, sagte ich aufmunternd zu ihr, erntete aber keine Reaktion, weil sie einfach zu apathisch war.

Marsha Devine managte alles. Sie ließ einen Chauffeur kommen.

In dem klimatisierten Cadillac hatten wir alle Platz. Marsha unterhielt sich mit dem Fahrer, der sich darüber wunderte, von seinem Boß lange nichts mehr gehört zu haben.

»Er ist nicht in der richtigen Stimmung.«

Nein, das war er wirklich nicht. Das konnte er auch gar nicht sein.

Als wir sein Büro betraten, lag er über dem Schreibtisch. In seinem Rücken steckte ein Messer.

Wir blieben wie erstarrt stehen. Keiner wagte, ein Wort zu sagen.

Die Stille war schon unheimlich.

Ob Baby de Valois überhaupt etwas mitbekam, wußte niemand von uns. Bis Suko einen Satz flüsterte und damit den Nagel auf den Kopf traf. »Das war Kamikazes Rache…«

***

Mit einem schlechten Gefühl flogen wir wieder zurück nach London. Es war schlimm gewesen, denn mit dem Tod des Hugo de Valois war auch sein Imperium zusammengebrochen. Und Rita würde auch nie mehr so werden, wie sie vor ihrer Entführung einmal gewesen war.

»Ist die Spur noch heiß?« fragte Suko irgendwo über dem Atlantik.

Ich drehte mein Bierglas in den Händen. »Keine Ahnung. Jedenfalls werden wir dranbleiben. Der dunkle Gral, Aibon, die Templer und mein Kreuz. Irgendwo sind alle Dinge miteinander verwoben. Hoffentlich bekommen wir die Chance, es vor Akim Samaran herauszufinden, sonst sehe ich verdammt schwarz!«

Suko sprach nicht dagegen. Vielleicht wären wir optimistischer gewesen, hätte es nur dieses eine Problem gegeben, aber da waren noch andere Dinge, die sich wie eine Wand vor uns aufbauten.

Darüber nachzudenken und immer zu grübeln, war sinnlos.

Deshalb lehnte ich mich zurück, schloß die Augen, schlief auch ein und träumte von einem wilden, tanzenden Götzen, der all meine Gegner, die ich kannte, verschlang, so daß sie nie mehr zurückkehrten…

ENDE